Band 873 ● 2.20 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Gabentisch des Grauens

Band 873 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Gabentisch des Grauens

John Sinclair Nr. 873

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 28.03.1995

Titelbild von Salvador Fabá

Sinclair Crew

Gabentisch des Grauens

Johnny Conolly bremste vor dem Haus der Stones und stieg vom Rad. Er lehnte es gegen den Zaun und hörte, wie auch Marty bremste. Alles war normal. Wie einen zerfransten Teppich aus Licht streute die Sonne ihre Helligkeit über den Vorgarten.

»Deine Mutter weiß Bescheid, nicht?«

Marty gab keine Antwort.

Johnny drehte sich um. Er wollte noch einmal sprechen, als er das Unfaßbare sah.

Sein Freund Marty hatte einen schweren Stein aufgehoben, um ihn auf Johnnys Kopf zu schlagen…

Von einer Sekunde zur anderen kam sich Johnny wie versteinert vor. Er sah alles wie in einer Großaufnahme, und er nahm es auf wie einen Zeitlupenfilm.

Trotzdem war er nicht in der Lage zu reagieren, da er sich nicht bewegen konnte.

Nicht nur den Stein sah er. Auch Martys Gesicht sprang ihn förmlich an.

Der zur Fratze verzogene Mund stand weit offen, die Augen waren zu Gläsern geworden, in denen der Abglanz des Bösen schimmerte.

Dann der Schrei und der Schlag!

Der Stein hätte ihn töten können, aber Johnny konnte selbst nicht sagen, wie er es geschafft hatte, sich mit einem mächtigen Schwung zur Seite zu werfen. Er hatte total die Übersicht verloren. Während er fiel, sah er Martys Gestalt, die durch den eigenen Schwung nach vorn gewuchtet wurde.

Der Stein verfehlte Johnny knapp, dafür traf er die Lenkstange seines Rads, hinterließ dort einen Kratzer und hämmerte weiter gegen die Lampe.

Marty Stone fuhr herum und hielt sich das Gelenk, das er sich bei dem Aufprall verletzt hatte. Das Gesicht noch immer bösartig verzogen.

Johnny war aufgestanden. Er stand, aber seine Haltung sah aus wie in der Rückwärtsbewegung erstarrt. Sein Herz schlug irrsinnig schnell. Schweiß lag auf seinem Gesicht. Auch die Handflächen waren glatt geworden, der Blick flackerte, und der Junge wollte einfach nicht begreifen, was in seinen Klassenkamerad Marty Stone gefahren war. Der mußte von einem Dämon besessen sein.

Marty glotzte ihn an. Speichel troff über seine Unterlippe. Die Nasenlöcher des Jungen waren gebläht, das blonde Haar wirr und verklebt.

Johnny hatte Mühe, einige Worte zu sprechen. Er suchte nach den passenden und durfte nicht daran denken, was ihm hätte passieren können.

»Marty, verdammt, du hast…«

Der Angesprochene schluckte, es war deutlich an seinem Hals zu sehen. Dann öffnete er den Mund.

Er sprach die Worte, aber er redete mit der knarzigen Stimme eines Fremden und eines Erwachsenen. »Wir werden dich umbringen. Du wirst auf dem Gabentisch des Grauens geopfert. Du wirst uns nie mehr in die Quere kommen, das schwöre ich dir. Geh fort, geh weit fort, sonst werden wir dich holen.« Ein leises, dennoch brüllendes Gelächter drang aus dem offenen Mund und hinterließ bei Johnny einen Schauer.

War das Marty gewesen?

Auf keinen Fall, das war ein Fremder, der da aus ihm gesprochen hatte. »Marty? - Bist du da, Marty?« Mrs. Stones Ruf erreichte Martys Ohren. Und plötzlich ließ er den Stein fallen, und sein Gesicht wurde wieder normal. Das geschah nicht schnell, sondern langsam und in Etappen. Seine Gesichtszüge glätteten sich der Reihe nach. Das Verzerrte und Böse verschwanden aus dem Jungengesicht, und es war plötzlich wieder normal.

Marty Stone lächelte, warf den Stein fort, drückte die Tür des Vorgartens auf, ging dann zu seinem Rad und schob es durch die offene Tür auf das Grundstück.

Zurück ließ er einen völlig konsternierten und verdutzten Johnny Conolly, der überhaupt nicht damit zurechtkam, was ihm beinahe passiert wäre, der über seine Augen wischte, als könnte er das Bild aus der Erinnerung vertreiben, der dann aber einsehen mußte, daß er sich nicht geirrt hatte, denn die Beweise waren nicht zu übersehen.

Der Stein war bis in den Rinnstein gehüpft, und als Johnny auf das Rad schaute, war die verbogene Lampe Beweis genug. Marty Stone hatte ihn angreifen und auch töten wollen.

Er schüttelte den Kopf. Mit noch immer zittrigen Knien ging er auf sein Rad zu, wo er auch die Schrammen sah, die der auftreffende Stein hinterlassen hatte.

Nicht weit entfernt war das Gartentor. Johnny sah dahinter das Haus der Stones. Er erkannte Marty neben der Tür. Dort sprach er mit seiner Mutter, als wäre nichts geschehen. Dabei hatte er einen Mordversuch hinter sich, das wußte Johnny genau, aber fassen konnte er es nicht.

Mrs. Stone winkte ihm noch einmal zu, bevor sie die Haustür schloß. Dann war kein Mensch zu sehen und die Augustsonne schien, als wäre nichts geschehen.

Die Schule hatte vor zwei Tagen wieder begonnen, und Johnny hatte einen veränderten Marty Stone erlebt. Wie war das möglich gewesen? Was hatte ihn in den Ferien erwischt? Mit wem hatte er dort Kontakt aufgenommen? Johnny war kein Fachmann, was übersinnliche Dinge betraf, aber er hatte einen Patenonkel, der nicht grundlos Geisterjäger genannt wurde. Gemeinsam hatten sie schon zahlreiche gefährliche und auch unerklärliche Situationen erlebt und überstanden, und Johnny war oft genug dabeigewesen, er brauchte nur an Nadine Berger zu denken, die Wölfin mit der menschlichen Seele.

Johnny überlegte noch immer. Er war einfach nicht in der Lage, die Reaktion seines Schulfreundes nachzuvollziehen. Marty hatte sich von einem Augenblick zum anderen in ein regelrechtes Monster verwandelt. Genau das war es gewesen. Eine Verwandlung. Da war etwas Urböses aufgetaucht und hatte sich offen gezeigt. Hinzu kam die Stimme. Sie hatte mehr Ähnlichkeit mit der eines Monstrums als mit der eines Mannes.

Johnny schüttelte sich. Er ging zu seinem Rad, faßte die Lenkstange an den Griffen an und bemerkte, wie sehr seine Hände zitterten.

Aber nicht nur sie. Er zitterte am ganzen Leib, die Zähne schlugen aufeinander. Er wußte sich keinen Rat, er hätte sich die Haare ausraufen können, und er war ehrlich genug, zuzugeben, daß es für ihn zu gefährlich war, auf das Rad zu steigen.

Nein, er würde nicht fahren. Er würde das Rad schieben. Bis zum Elternhaus war es nicht mehr weit. Er mußte um drei Ecken gehen.

Johnny schob das Rad über den Gehsteig. Es war eine ruhige Gegend, besonders um die Mittagszeit.

Verkehr herrschte kaum, wenn, dann waren es Mütter, die ihre Kinder von der Schule abholten.

Johnny schaute sich noch einmal um.

Er sah nur das Dach des Stoneschen Hauses. Es schimmerte hellrot. Das Haus war umgeben von grünen, dicht belaubten Bäumen, wie alle Häuser in dieser Gegend. Doch in diesen ruhigen Fleck hinein hatte etwas Böses seine Faust hineingerammt, und Johnny bekam einen kalten Rücken, als er daran dachte.

Marty Stone hatte es versucht. Es war ein eiskalter Mordversuch gewesen, das stand fest. Und für Johnny war die Sache noch nicht erledigt. Er würde Marty zur Rede stellen und ihn fragen…

»Soll ich das wirklich?« murmelte er. Der Junge hatte so seine Zweifel, denn die sinnlose Gewalt hatte ihn doch nachdenklich werden lassen.

Marty Stone war kein Typ, der so etwas tat, der sinnlos durchdrehte, und zudem mit einer fremden Stimme redete.

Nein, da steckte mehr dahinter.

Johnny bekam Angst!

***

Bill Conolly strahlte, als seine Frau Sheila die Pizza aus dem Ofen holte. So mochte er die Pizza, gut belegt und durch einige Peperonis noch scharf gemacht, nicht zu hart im Innern, aber außen schön knusprig. Bill wedelte sich den Duft zu, der von der Pizzaplatte in seine Nase stieg.

»Du kannst schon den Tisch decken, Meister.«

»Lady, das habe ich bereits erledigt.«

»Oh, er denkt mit.«

»Als Hausmann immer.«

Sheila drehte sich überrascht um. Ihre blauen Augen weiteten sich vor Staunen. »Hausmann?« wiederholte sie. »Habe ich richtig gehört? Du bezeichnest dich als Hausmann?«

»Klar.«

»Seit wann?«

»Wenn ich hier im Haus bin, dann helfe ich dir. So war es doch abgemacht, oder?«
»Stimmt.«
»Du siehst also, daß ich mich daran halte.« Bill wechselte das Thema. »Ach ja, ich muß noch die Gläser mit nach draußen nehmen.«
Die Conollys hatten beschlossen, das Mittagessen bei diesem herrlichen Wetter im Garten einzunehmen, und während Bill die bunten Gläser auf das Tablett stellte, runzelte er die Stirn.
»Hast du was, Bill?«
»Im Prinzip nicht.«
»Aber…?«
»Wollte Johnny nicht zum Essen hier sein?«
Sheila verdrehte die Augen. »Himmel, wenn die Männer schon mittags im Haus sind, wird es schwierig. Du brauchst dir um deinen Sohn keine Sorgen zu machen. Erstens ist er kein Kind mehr, und zweitens kommt er selten pünktlich. Hin und wieder fahren einige Klassenkameraden noch zusammen irgendwohin. In die Eisdiele, in ein Bistro, was weiß ich. Bisher ist er immer nach Hause gekommen.«
Bill gab nicht auf. »Und was ist mit seiner Pizza?«
»Die wird warmgestellt.«
»Aha.«
Sheila gab ihm einen Klaps. »So und jetzt avanti! Ab mit dir nach draußen. Ich schneide nur noch die Stücke zurecht und komme auch gleich. Du kannst dir ja ein Glas Wein genehmigen, aber vergiß für mich das Wasser nicht.«
»Geht in Ordnung.«
Auch von der Küche aus konnten die Conollys den Garten betreten. Die Möbel standen parat, sie waren den Sommer über gar nicht abgeräumt worden. Auch jetzt schien die Sonne noch, auch wenn sie nicht mehr so hoch stand und eine schon brutale Hitze verbreitete.
Gerade an diesem Mittag hatte sich Bill mit seinem Sohn unterhalten wollen. Sonst war der eine weg oder der andere, denn auch Bill hatte viel zu tun, und am Abend war Johnny zumeist mit Freunden unterwegs.
Es ging um das Thema Klassenfahrt. Außerdem wollte Johnny einen Nebenjob als Zeitungsausträger annehmen, um sein Taschengeld aufzubessern. Er war in einem Alter, wo er mehr brauchte, als Sheila und Bill ihm zugestanden. Die CDs waren teuer, und in den Discos war der Eintritt auch nicht frei.
Bill fand es gut, daß sein Sohn einen Job annehmen wollte. Nur als Zeitungsausträger konnte er ihn nicht gut vorstellen, denn die Arbeit vor Beginn der Schule würde seine Leistungsfähigkeit beeinträchtigen. Davon ging zumindest Bill aus. Für Johnny war das kein Thema. Er war der Überzeugung, es zu schaffen.

Es sah also nach Meinungsverschiedenheiten aus.

Bill rückte den Sonnenschirm zurecht, damit er im Schatten saß. Wasser und Rotwein hatte er mit nach draußen genommen. Er schenkte Sheila und sich ein, die ihm sehr bald mit dem vollen Tablett folgte. Sie hatte von der großen Pizza zwei Stück abgeschnitten und sie auf die entsprechenden Teller gelegt.

Bills Frau war sommerlich angezogen. Die lockere Bluse zeigte ein strahlendes Gelb, auf dem sich zahlreiche blaue Kreise in einem unregelmäßigen Muster verteilten. Sie trug dazu eine weiße Jeans und hatte ein ebenfalls blaues Stirnband in die Haare gebunden. Bill zog Teller und Besteck zu sich heran. »Sie duftet so herrlich, daß ich noch mehr Hunger bekomme.«

»Ich habe noch genug. - Guten Appetit!«

»Ja, danke gleichfalls.«

Beide aßen. Bill nippte hin und wieder an seinem Wein, er lobte die Pizza noch einmal, bemerkte aber auch, daß Sheila ihn anschaute und die Stirn gerunzelt hatte.

»Was ist denn los?«

Sheila lehnte sich zurück. Sie ließ ihren Blick durch den dicht bewachsenen Garten schweifen und meinte: »Du bist irgendwie nicht bei der Sache. Wenn du das Essen lobst, dann hört es sich an, als würde ein Automat zu mir sprechen.«

»Meinst du?«

»Sonst hätte ich es nicht gesagt.«

Der Reporter legte sein Besteck neben den Teller und schaute für einen Moment auf die Pizza. »Ja, du kannst recht haben«, sagte er, »so richtig bin ich auch nicht bei der Sache.«

»Aha. Es geht dir um Johnny…?«

»Erraten.«

»Da brauchte ich nicht viel zu raten. Du bist Mittags nur selten im Haus. Es ist völlig normal, daß er nicht zu einer bestimmten Zeit hier auftaucht. Ich weiß wirklich nicht, was du willst.«

»Er wußte doch, daß wir über gewisse Dinge miteinander reden wollten.«

»Ja.«

»Also konnte er auch pünktlich sein.«

Sheila verdrehte die Augen. »Mein lieber Bill. Erinnere dich an deine Jugend. Bist du immer pünktlich gewesen und…?« Sie verstummte und drehte sich um, denn Sheila hatte eine Gestalt gesehen, die am Küchenfenster stand und ihnen zuwinkte. Es war Johnny, der ihnen zurief, ob er das Essen mit in den Garten bringen sollte.

»Ja, das kannst du.« Sheila wandte sich wieder ihrem Mann zu. »Na, bist du nun zufrieden?«

»Ja.«

»Es ist alles klar.«
Johnny kam, lächelte seinen Eltern zu und nahm Platz. Das Stück Pizza war nicht eben groß, und Sheila wunderte sich darüber. »Komisch, sonst ißt du viel mehr.«
»Weiß ich, Mum.«
»Warum heute nicht?«
Johnny starrte auf seinen Teller. Er hob die Schultern. »Ich habe kaum Hunger.«
»Aber du mußt essen.«
»Weiß ich ja, mache ich auch.« Er griff nach dem Besteck.
Sheila schenkte ihm Wasser ein und es war nicht zu übersehen, daß Johnny anders war als sonst. Er schwieg vor sich hin, sprach weder über die Schule noch über den Job, in den er einzusteigen gedachte. Er war einfach zu ruhig.
Sheila unterbrach das Schweigen. »Was hast du, Johnny?«
»Nichts.«
»Aha.«
»Wieso aha?«
»Du bist so ruhig. Hattest du Streß in der Schule?«
Er schüttelte den Kopf.
»Wer nicht will, der hat schon«, sagte Sheila und aß weiter.
Doch es war Bill, der den Faden wieder aufnahm. »Deine Mutter hat recht, Johnny, du benimmst dich nicht so wie sonst. Das merke selbst ich. Da muß doch etwas vorgefallen sein.«
Johnny hob die Schultern und aß weiter. Es war ihm anzusehen, daß er keinen großen Appetit hatte.
Er aß wohl nur, weil er seinen Eltern damit einen Gefallen tun wollte.
Bill und Sheila ließen ihn in Ruhe. Sie selbst schwiegen auch. Nur das Schaben der Bestecke auf den Tellern war zu hören und manchmal leichte Kaugeräusche.
Johnny wagte nicht, den Kopf zu heben. Er machte den Eindruck eines jungen Menschen, der sich mit einem schlechten Gewissen herumquälte, zudem schwitzte er stark und atmete manchmal etwas heftiger. Sheila sprach ihren Sohn an, als dieser das Besteck neben den Teller legte.
»Es ist tatsächlich etwas passiert«, sagte Johnny.
»Na endlich«, meinte Bill. »Wie meinst du das?«
»Laß deinen Vater. Erzähle ruhig, was dich bedrückt.« Sheila lächelte ihn an. Sie spürte, daß sie in diesem Augenblick mehr Psychologin als Mutter sein mußte.
»Ich werde es euch sagen«, flüsterte Johnny und wischte über seine Stirn. »Man wollte mich töten!«
Jetzt war es heraus. Drei Conollys saßen regungslos. Jeder von ihnen

kam sich vor wie eingeklemmt. Durch den Garten zog plötzlich ein Eishauch und hinterließ auf den Gesichtern der Menschen eine zweite Haut. Der junge schwieg, er atmete nur heftig und schüttelte den Kopf. Dann fing er an zu zittern, und Sheila strich einige Male mit ihrer Handfläche über seinen Arm.

»Ich habe richtig gehört?« fragte Bill. »Man wollte dich umbringen?«

»So ist es, Dad.«

Der Reporter holte durch die Nase Luft. »Okay, nehmen wir es mal hin. Wer wollte dich töten?«

»Das glaubt ihr nicht«, flüsterte Johnny.

»Doch, wir glauben dir«, versicherte ihm Sheila. »Wir haben schon einiges gemeinsam hinter uns gebracht. Da brauche ich die einzelnen Geschichten nicht aufzuwärmen.«

»Ja, das ist richtig.« Er hob die Schultern. Dann trank er einen Schluck Wasser. »Es war ein Klassenkamerad, der mich mit einem Stein erschlagen wollte.«

»Bitte…?« hauchte Sheila.

»Wie heißt er denn?«

»Dad!« Johnny schaute seinen Vater an. »Es war Marty Stone. Ihr kennt ihn ja.«

Beide Conollys nickten. Natürlich kannten sie Marty, auch dessen Eltern. Die Stones wohnten nicht weit entfernt. Man hatte sich hin und wieder auf den Nachbarschaftsfesten getroffen, und die Stones waren nette Leute.

»Glaubt ihr mir?« flüsterte Johnny. Er wollte von Mutter und Vater eine Antwort, deshalb schaute er beide an.

Sheila nickte.

Bill sah die Sachlage differenzierter. »Es ist zumindest schwer, dir zu glauben.«

»Das weiß ich, Dad.«

»Und du hast dir das nicht eingebildet? frage ich mal vorsichtshalber.« Bill schob eine Hand vor, als er sah, daß sich Johnny aufregen wollte.

Der Junge beruhigte sich. »Nein, ich habe es mir nicht eingebildet. Es ist alles so geschehen.«

»Dann wäre es am besten, wenn du der Reihe nach berichtest«, schlug Bill vor.

»Das werde ich auch tun, Dad, und ich muß ehrlich sagen, daß ich, daß ich… Angst habe.« Er sammelte sich, dann gab er mit stockender Stimme einen Bericht ab, und auch das Zittern kehrte wieder zurück, denn den Schock des Angriffs hatte er noch nicht verdaut. Wenn er sprach, schaute er auf seinen Teller, als fürchtete er sich davor, den Eltern in die Gesichter zu blicken.

Weder Sheila noch Bill stellten irgendwelche Zwischenfragen. Sie

hörten gespannt zu und fragten sich, ob sie das Unglaubliche tatsächlich glauben sollten. Aber wie ihr Sohn seine Erlebnisse erzählte, ließ nicht gerade auf eine Geschichte schließen, die er sich ausgedacht hatte. Zum Schluß fügte Johnny noch eine Bemerkung hinzu. »Wenn ihr mir nicht glaubt, dann könnt ihr euch mein Fahrrad anschauen. Ihr werdet erkennen können, wo der Stein abgerutscht ist. Die Lampe hängt nach unten wie ein starrer Schlauch.« Er hob die Schultern. »Ich weiß auch nicht, was in Marty gefahren ist, ich… ich… weiß es einfach nicht.« Er konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten, senkte den Kopf und ließ sich von seinen Eltern trösten.

Beide waren bleich geworden. Was ihnen Johnny da berichtet hatte, war ungeheuerlich, und selbst Bill war erst einmal nicht in der Lage, darüber klar nachzudenken. Er fühlte sich blockiert, sein Gehirn war abgeschaltet worden.

Er schaute in den Garten, der im prallen Sonnenlicht lag. Ein sehr gepflegter Garten, in dem zwischen dem satten Grün der Pflanzen und Bäume auch das Weiß eines kleinen Pavillons schimmerte.

Die Conollys hatten ihn den Sommer über aufgebaut, aber Bill kam die Umgebung plötzlich grau und trist vor. Als wäre der Schatten einer drohenden Zukunft über das Grundstück gefallen und hätte alles in Beschlag gelegt.

»Was sagst du, Bill?«

Sheilas leise Stimme hatte ihn aus seinen Gedanken gerissen. Wie automatisch griff Bill nach seinem Glas und trank zwei Schlucke. Dann hob er die Schultern. »Was soll ich dazu sagen?« murmelte er. »Ich komme damit nicht zurecht.« Er wandte sich an seinen Sohn. »Hat dein Freund Marty tatsächlich mit einer fremden Stimme gesprochen?«

Der Junge nickte heftig. »Ja, Dad, das ist so gewesen. Ich habe mich nicht geirrt.«

»Dann war er besessen!«

Nach dieser Antwort herrschte Schweigen. Die Conollys waren Fachleute genug, um ermessen zu können, was dies bedeutete, und Bill wiederholte seine Worte.

»Von einem Dämon?« murmelte Sheila.

»Das kann sein.«

»Himmel!« Sie fuhr durch ihre Haare. »Wie ist so etwas möglich? Wie kann ein Junge wie Marty denn besessen sein?«

»Ganz einfach. Er muß einen Kontakt hergestellt haben.«

»Zu wem, Bill?«

»Was weiß ich? In seinem Leben kenne ich mich nicht aus. Da müßten wir Johnny fragen.«

Der hatte zwar zugehört, gab aber keine Antwort. Er schob seinen Teller zurück und starrte ins Leere.

Bill räusperte sich »Soll ich mal mit Marty und seinen Eltern reden? Möchtest du das?«
Johnny hob den Kopf. »Was würde das bringen?«
»Ich habe keine Ahnung. Vielleicht gewisse Anhaltspunkte, denen wir nachgehen können.«
»Meinst du?«
»Bestimmt.«
»Er wird dir aber nichts sagen.«
»Kann sein, aber da ist noch seine Mutter. Ich denke, daß ihr die Veränderung ihres Sohnes nicht verborgen geblieben ist. Sie ist schließlich öfter mit ihm zusammen als du.«
»Das stimmt, Dad. Aber glaubst du denn, sie würde die Dinge einfach zugeben?«
»Das bleibt abzuwarten.«
»Du kannst es ja versuchen.«
»Das werde ich auch.«
»Wann denn?« fragte Sheila.
Bill wandte sich an seinen Sohn.
»Beide sind zu Hause, nehme ich mal an.«
»Ja.«
»Dann gehe ich jetzt los.«
»Allein?«
Er nickte Sheila zu. »Eigentlich schon. Oder möchtest du mit mir gehen?«
»Nicht unbedingt«, gab sie zu. »Ich denke, daß Johnny auch hier bei mir bleiben sollte.«
»Richtig.« Bill leerte sein Glas und überlegte. »Dir ist aber an Marty zuvor keine Veränderung aufgefallen.«
»Dad, ich habe nichts bemerkt, das mußt du mir glauben! Ich… ich… bin mit ihm völlig normal von der Schule zurückgefahren, wie immer. Und plötzlich ist es dann geschehen. Es war schon Zufall, daß ich dem Angriff entwischt bin.«
Bill schob seinen Stuhl zurück, legte die Serviette neben den Teller und stand auf. »Den Weg gehe ich zu Fuß.«
Sheila warnte ihn. »Gib auf dich acht, Bill. Wer weiß, was da noch alles in der Schwebe hängt.«
»Keine Sorge, ich passe auf.«
Johnny und seine Mutter blieben noch auf der Terrasse zurück. Bill ging durch den Wohnraum, er winkte ihnen noch einmal zu, dann war er verschwunden.
Der junge Conolly atmete tief aus. Noch immer zitterte er leicht. »Weißt du, Mum, daß ich Angst habe?«
»Das kann ich verstehen.«
Johnny schüttelte den Kopf. »Wenn ich nur wüßte, wieso sich Marty

so verändert hat? Wenn ich das nur wüßte.«

Sheila nahm ihren Sohn in den Arm. »Keine Sorge, wir werden es herausfinden.«

»Meinst du?«

»Ja, da bin ich mir sicher. Du darfst nicht vergessen, daß es noch John und Suko gibt…«

***

Bill konnte es noch immer nicht glauben, obwohl er seinen Sohn wirklich nicht als Lügner einstufen wollte. Was Johnny da erzählt hatte, war so irreal gewesen, daß man eigentlich darüber nur den Kopf schütteln konnte.

Nun gehörte Bill Conolly zu den Menschen, die in ihrem Leben schon einiges durchgemacht hatten.

Er wußte, daß es andere, oft unerklärliche Mächte gab, die gegen die Menschheit kämpften, die es aber auch immer wieder schafften, sich Menschen untertan zu machen und diese zu knechten. Das gewaltige Reich der Dämonen war äußerst kreativ. Es gab immer wieder Varianten eines grausamen Spiels, und eine von ihnen hatte Bill gehört?

War Marty Stone tatsächlich besessen? Stand er unter dem Einfluß eines Dämons?

Diese Frage bildete gewissermaßen den Grundstock des Falls. Wenn ja, dann mußte er mit schwarzmagischen Mächten in Berührung gekommen sein, denn eine Veränderung wie bei Marty passierte nicht von einem Tag auf den anderen.

Bill dachte schon einen Schritt weiter. Er rechnete damit, im Leben des Jungen nachzuforschen. Er würde Susan Stone fragen, welchen Hobbys Marty nachging, ob er sich für okkulte Dinge und übersinnliche Phänomene interessierte, denn um sich dermaßen zu benehmen mußte ein Background vorhanden sein.

Bill klingelte am Tor, und schon bald hörte er Mrs. Stones Stimme, die sich überrascht zeigte, als sie vernahm, wer sie da besuchen wollte. »Mr. Conolly, das ist ja eine Überraschung! Kommen sie doch durch, bitte. Ich sitze hinten im Garten, Sie kennen den Weg.«

»Selbstverständlich.«

Der Vorgarten war kleiner, als der der Conollys. Ein Weg teilte ihn, der kurz vor dem Haus nach rechts abbog, zur Garage hin. Als Anbau klebte sie an diesem ziemlich extravaganten Haus. Der Hausherr selbst war Architekt. Er hatte sich an seinem eigenen Bau austoben können und dabei viel Glas verbaut und nur wenig helle Steine. Ein schmaler Pfad führte an der linken Seite entlang. Bill roch das Aroma der Rosen, die in einem tiefen Rot blühten. Es war warm. Wespen und andere Insekten summten. Er hörte auch den Klang von Musik hinter

dem Haus, wo er Susan Stone fand.

Sie hatte es sich am Pool bequem gemacht. Da stand die Liege, da stand auch der kleine Tisch mit dem Radio und dem Drink darauf, aber die Hauptattraktion war Susan Stone, die ein Nichts von Bikini trug und ansonsten nur hochhackige offene Schuhe an den perfekt gebräunten Füßen. Sie sah eigentlich immer aus, als wäre sie soeben aus dem Urlaub gekommen, auch im Winter. Ihr Haar war dunkel, kurz geschnitten und an den Seiten in die Höhe gekämmt. Der gelbe Stoff des Bikinis kontrastierte perfekt mit der sonnenbraunen Haut.

Sie hatte die dunkle Sonnenbrille hochgeschoben und lächelte Bill an, als sie ihm die Hand reichte.

»Das ist aber eine Überraschung, Mr. Conolly. Seien Sie willkommen und nehmen Sie bitte Platz.«

Sie deutete auf einen zweiten Stuhl, fragte nach einem Drink, aber Bill lehnte höflich ab.

Auch sie setzte sich, ohne allerdings den dünnen Bademantel überzustreifen, der griffbereit lag. Aus ihrem Glas schaute ein Strohhalm hervor, mit dessen Hilfe sie das Glas austrank.

»Nun«, sagte sie dann. »Sie überraschen mich wirklich. Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll.«

»Ich bin auch gleich wieder weg, Mrs. Stone, und…«

»Nein, nein, ich habe Zeit. Sie sehen ja, ich liege hier und versuche, mir das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Mein Mann ist unterwegs und kehrt erst in zwei Tagen zurück.« Sie lachte etwas schrill. »Ich bin eine Garten-Witwe.«

»Ja, sehr originell«, brachte Bill hervor und lächelte säuerlich. Er wollte sich keinesfalls von dieser leicht frustrierten Lady anmachen lassen, ihm kam es auf andere Dinge an, obwohl es schwer war, sich von ihrem Anblick zu lösen, das mußte er zugeben. Um den Hals hatte sie eine Kette gehängt.

An deren unterem Ende schimmerte eine goldene Madonnenfigur. Sie spielte mit ihr und blickte Bill an, was dieser nicht so genau sehen konnte, weil die Augen hinter den dunklen Gläsern der Brille verborgen lagen.

»Es geht mir eigentlich um Ihren Sohn, Mrs. Stone.«

»Susan, bitte. Bei unserem letzten Fest, haben wir beschlossen, uns in der Nachbarschaft beim Vornamen zu nennen.«

»Pardon, ich vergaß.«

Sie winkte lässig ab. »Macht nichts, Bill. Also, es geht um Marty, sagten Sie.«

»Ja.«

»Da bin ich gespannt. Hat er etwas angestellt, das Sie mir sagen müßten? Jungen in seinem Alter sind eben keine Kinder mehr. Die versuchen das Leben auszuloten und die Grenzen zu erreichen. Aber

was erzähle ich Ihnen da? Sie haben ja selbst einen Sohn.«

»Stimmt alles, Susan. Ich wollte Sie eigentlich fragen, ob Ihnen an Marty in der letzten Zeit etwas aufgefallen ist.«

»Hm.« Sie dachte nach. »Wie meinen Sie das denn?«

»Hat er sich verändert gezeigt? Reagierte er anders als sonst?«

Susan Stone schlug die Beine übereinander. »Also mir ist nichts aufgefallen, Bill. Da müßten Sie schon etwas konkreter werden.«

»Ich werde es versuchen.« Bill runzelte die Stirn und schaute auf die weiße Tischplatte. »Haben Sie erlebt, daß er aggressiver wurde?«

»Marty?«

»Ja, Ihr Sohn.«

»Ich bitte Sie, Bill. Nein, Marty ist okay. Er ist wirklich gut. Wir haben keine Probleme mit ihm. Natürlich ist er manchmal etwas wild, er macht auch vieles mit, was gerade in ist, aber da unterscheidet er sich kaum von den anderen, denke ich mal. Oder ist es bei Ihrem Sohn anders? Ich glaube nicht, denn Johnny und Marty sind auch außerhalb der Schule öfter zusammen, wenn dies auch in der letzten Zeit etwas nachgelassen hat, wie ich hörte.«

»Das weiß ich nicht mal.«

»Marty hat sich einer anderen Clique zugewandt. Sie ist fast jeden Abend unterwegs.«

»Wo sind sie denn?«

»Ach, was weiß ich? In diesen neuen Discos - die plötzlich in sind und dann wieder out.«

Bill nickte. »Das ist eigentlich normal.«

»Meine ich auch«, stimmte ihm Susan Stone zu. »Deshalb verstehe ich nicht, daß sich unser Gespräch gerade um Marty dreht.« Wieder lachte sie unnatürlich. »Wo es doch wirklich andere Dinge gibt, über die wir beide uns unterhalten können.«

»Das bezweifle ich nicht, Susan.«

»Wunderbar. Dann würde es mich trotzdem interessieren, weshalb Sie immer wieder nach Marty fragen.«

»Das will ich Ihnen sagen, Susan. Ihr Sohn Marty hat versucht, meinen Sohn Johnny umzubringen…«

***

Marty Stones Zimmer lag in der ersten Etage. Es war ein großes Zimmer mit einem schief geschnittenen Fenster, das nach links abfiel und bis zum Boden hinabreichte. Durch das Fenster schaute Marty in den Garten, und wenn er den Kopf senkte, konnte er auch die eine Seite des Pools sehen, wo seine Mutter mit dem Besucher saß.

Marty stand vor der Scheibe, die Hände waren zu Fäusten geballt. In seinem Gesicht zuckte es hin und wieder, ansonsten blieb es starr. Daß dieser Typ gekommen war, damit hatte er gerechnet.

Johnny hatte also geredet, und Marty fragte sich, weshalb er sich gerade ihn ausgesucht hatte.
Er trat vom Fenster zurück, weil er nicht durch einen zufällig nach oben gerichteten Blick entdeckt werden wollte. Schweiß hatte sich auf seiner Stirn gebildet, und er schaute an sich hinab.
Marty trug nicht mehr die Kluft, die er während des Unterrichts angehabt hatte. Er hatte sich landfein gemacht, wie er es immer selbst nannte. Ein schwarzer Kittel, eine schwarze Hose, die genau zu seinem schwarzen Haar paßte, das sehr kurzgeschnitten war. Zudem waren die Kopfseiten noch rasiert worden, und die helle Haut dort bildete zum Haar einen scharfen Kontrast. Mit Gel hatte Marty nicht gespart, da er das Haar formen wollte.
Auch Schmuck hatte er angelegt. So trug er die Kette mit dem Kreuz ebenso um den Hals wie die Ketten mit den Kitschbildern der Heiligen, und selbst auf den Rosenkranz hatte er nicht verzichtet.
Er hatte ihn wie einen Gürtel um seinen Leib gebunden. Zwar befand er sich allein im Zimmer, doch nie ohne Musik. Seit Wochen schon liefen bei ihm immer nur dieselben CDs. Innerhalb eines Jahres hatten sie die Charts gestürmt, es war unbegreiflich, aber die Szene fuhr nun mal auf geistliche Musik ab. Alte gregorianische Choräle und Gesänge, wenn möglich noch intoniert von Absolventen eines russischen Konservatoriums, das waren die Hits der Stunde. Da geriet die Szene in Action und in Ekstase zugleich, wenn diese Gesänge durch die neuen Discos und Restaurants hallten und für den nötigen Kick sorgten.
Man ging wieder in die Kirche, aber man feierte die nächtlichen Feten nach eigenen Ritualen. Vieles war plötzlich in geworden. Da wurden die Heiligenbilder ebenso verehrt wie nachgemachte Ikonen, man nahm den Geruch des Weihrauchs wie eine Droge auf und verschwand auch in den Beichtstühlen, die in sakrale Separées umgetauft worden waren.
Religionsmode, Heiligen-Parties, das Geschäft und die Szene boomten, und immer mehr Jugendliche fanden sich auf diesem Trip zusammen. Es gab keine Gewalt, man gab sich der Meditation hin, man lauschte den Klängen der Acappella-Gesänge aus den kräftigen Kehlen der echten Mönche.
Und man trug die Kreuze mit einem besonderen Stolz, denn sie veränderten den Menschen, und sie wurden nicht nur als Modeschmuck angesehen. Durch Kreuze, Rosenkränze und Gebetskissen sollte die eigene Spiritualität geweckt werden, wozu auch die entsprechenden Kerzen beitrugen, die überall in den Discos aufgestellt wurden.
Aber nicht nur da.
Marty Stone liebte ihr Licht so sehr, daß er sie auch in seinem

Zimmer verteilt hatte.
Er setzte sich auf das Bett. Das Gesicht vergrub er in den Händen. Nach einer Weile schaute er wieder nach vorn, und sein Blick fiel dabei gegen die Wand, die er mit Heiligenbildern tapeziert hatte. Sogar eine kleine Altarbank hatte er auf einem Flohmarkt aufgetrieben und sie in sein Zimmer gestellt.
Conolly war da.
Der Gedanke wollte ihm nicht aus dem Kopf. Es war ein Fehler von ihm gewesen, ein großer Fehler sogar, aber er hatte sich nicht mehr halten können. Plötzlich war es über ihn gekommen, und aus seinem Innern war es wie eine Flamme hochgeschossen.
Er hatte Johnny töten wollen!
Der Drang war unheimlich stark gewesen. Er hatte alles andere überdeckt, aber Marty glaubte daran, daß es nicht er selbst gewesen war, der so dachte.
Da hatte etwas in ihm gehockt. Eine Kraft, mit der er nicht zurechtkam, etwas Fremdes, eine Stimme, etwas sehr Böses.
Er hatte nicht mal ein schlechtes Gewissen!
Eigentlich hätte er darüber erschrecken müssen, aber Marty tat es trotzdem nicht. Er wußte, daß er sich in eine Welt begeben hatte, in der einiges nach anderen Regeln ablief, und er fühlte sich in dieser Welt sehr, sehr wohl. Sie war für ihn nicht sichtbar, aber er wußte trotzdem, daß es sie gab.
Diese Welt hatte ihn sogar ausgesucht, und Marty fühlte sich ihr verpflichtet.
Aber jetzt war jemand erschienen, der ihm diese Welt streitig machen wollte. Auch wenn er mit Conolly redete, er würde ihn nie verstehen, er war sowieso komisch, und Marty hatte von ihm Dinge erfahren, die ihm überhaupt nicht gefielen. Es hieß, Conolly wäre ein Feind des Okkulten. Er würde es hassen und jagen, und Marty hatte nun den Beweis für diese Theorie erhalten. Wäre dem nicht so gewesen, dann würde dieser Mann nicht dort unten am Pool hocken.
Ja, er haßte ihn!
Marty sprang auf.
Plötzlich zitterte er. Durch seinen Körper tosten Kräfte, die er nicht mehr kontrollieren konnte. Etwas war in ihn eingedrungen, und dieses Etwas flüsterte ihm zu, es doch einmal mit einer Waffe zu versuchen. Die Waffe war wichtig, sie zählte, nur mit ihr konnte er sich gegen seinen Feind wehren.
Conolly war sein Feind!
Marty ging zum Fenster. Er beugte sich vor, um ihn sehen zu können. Nur seine Beine konnte er erkennen. Er hatte sie übereinandergeschlagen und eine lockere Sitzposition eingenommen. Klar, dieser Kerl fühlte sich in der Nähe der Mutter wohl.

Marty Stone zeigte ein fletschendes Grinsen. Seine Augen leuchteten von innen. Er bekam einen bösen Blick, und da war auch die Stimme wieder, die ihm etwas sagte:

»Tu es, Marty, tu es! Töte ihn jetzt! Leg dich auf die Lauer! Laß ihn nicht entkommen!«

Der Junge nickte.

Scharf drehte er sich vom Fenster weg. Um den Ruf seiner Mutter kümmerte er sich nicht, denn er war bereits auf der Suche nach einer passenden Waffe…

***

Susan Stone sagte zunächst einmal gar nichts. Sie saß starr auf ihrem gelb lackierten Holzstuhl, blickte Bill durch die dunkle Brille sekundenlang an, was ihr nicht zu gefallen schien, denn sie nahm die Brille ab, so daß der Reporter in die fast leblosen Augen schauen konnte. Dabei hörte er das Flüstern der Frau.

»Sagen Sie das noch mal, bitte.«

»Muß ich es wirklich wiederholen?«

Susan überlegte einen Moment. Dann schüttelte sie den Kopf. »Nein, Bill, das brauchen Sie nicht. Ich habe Sie schon verstanden. Ich weiß genau, was Sie gesagt haben. Mein Sohn Marty hat also versucht, Ihren Sohn zu töten.«

»So wurde es mir gesagt.«

Susan Stone lachte diesmal scharf. »So wurde es Ihnen gesagt, Bill. Von Ihrem Sohn, nehme ich an.«

»Natürlich.«

»Und Sie glauben ihm?«

»Welchen Grund sollte er gehabt haben, mich anzulügen, Susan?«

Sie beugte sich vor und schob dabei ihre Hände über den Tisch. Die Nägel waren dunkelrot lackiert.

Es sah aus, als würden Blutstropfen auf den Fingerspitzen kleben. »Sie haben es gesagt, Bill, und ich frage Sie, welchen Grund sollte mein Sohn gehabt haben, Ihren Johnny zu töten?«

»Das ist eben unser Problem!«

Susan lehnte sich zurück. Sie hatte die Sonnenbrille zwischen die Finger genommen und bewegte sie im Kreis. »Darf ich fragen, auf welche Art und Weise er es versucht hat? Mit einem Messer, mit einem Revolver oder mit den bloßen Händen?«

»Nichts von dem. Er hat einen Stein genommen und wollte ihn Johnny auf den Kopf schlagen. Sie können sich vorstellen, daß ein Mensch mit einem Stein leicht zu töten ist.«

»Sorry, da kenne ich mich nicht aus. Sie scheinen darüber besser informiert zu sein.« Susan lächelte falsch. »Trotzdem will es mir nicht in den Kopf, Bill.«

»Mir auch nicht. Außerdem ist da noch etwas gewesen.«
»Sie machen mich neugierig.«
Bill atmete stöhnend aus. Er wußte, daß die Frau ihm nicht glaubte, aber er mußte ihr alles sagen.
Also klärte er sie darüber auf, daß Marty mit der Stimme eines Fremden gesprochen hatte.
Susan saß wie angenagelt. »Das darf doch nicht wahr sein!«
»Tut mir leid, aber so ist es.«
»Eine fremde Stimme?« Sie schüttelte den Kopf. »Mein Sohn? Hören Sie, Bill, ich habe nichts gegen Sie, nie gehabt, aber wenn Sie mir so kommen, dann muß ich allmählich an Ihrem Verstand zweifeln. Das ist doch nicht normal, was sie mir da unter die Weste schieben wollen. Das… das… kann doch nicht wahr sein!«
»Es ist aber so. Verlassen Sie sich darauf. Ich bin kein Spinner. Ich habe wirklich anderes zu tun, als mich mit Ihnen über derartige Dinge zu unterhalten.«
»Dinge.«
»Meinetwegen auch Vorfälle oder Tatsachen.«
»Tatsachen« spottete Susan. »Sie sollten Ihren Sohn mal ins Gebet nehmen.«
»Das habe ich getan, Susan, Aber gleiches Recht für alle. Auch Sie sollten mit Marty sprechen. Wenn möglich, lassen sie es in meinem Beisein geschehen.«
Susan Stone brauchte nicht lange nachzudenken. »Dagegen habe ich nichts einzuwenden. Marty wird Ihnen schon noch erklären, daß alle Vorwürfe aus der Luft gegriffen sind.«
»Ich wünsche es uns sogar.«
»Aha.« Susan triumphierte leicht. »Dann sind Sie auch der Meinung, daß die Dinge anders ablaufen könnten. Hundertprozentig sind Sie sich nicht sicher.«
»Was Johnny angeht, schon.«
»Himmel, warum heben Sie Ihren Sohn über alle anderen hinweg?«
»Pardon, Susan, tun Sie das nicht auch?«
Plötzlich war sie wieder locker. »Irgendwo schon, Bill. Wir sind als Eltern natürlich befangen. Lassen wir es einfach darauf ankommen.«
»Das wäre mir sehr recht.«
Susan Stone sagte nichts mehr. Sie warf Bill nur einen scharfen Blick zu, bevor sie sich drehte und an der Hauswand in die Höhe schaute. »Martys Zimmer liegt in der ersten Etage. Das Fenster ist leicht gekippt. Er hält sich dort auf und wird mich hören können, wenn ich ihn rufe.« Susan redete nicht mehr lange um den Vorsatz herum, sondern setzte ihn in die Tat um. Sie rief den Namen ihres Sohnes. Das nicht einmal leise. Er mußte sie einfach hören.
Aber Marty reagierte nicht.

Nach dem dritten Ruf räusperte sich die Frau und brauchte einen Schluck. Während sie trank, fragte Bill: »Sind Sie sicher, daß sich Marty im Haus aufhält.«

»Klar. Er hat etwas gegessen und wollte dann für die Schule arbeiten. Ich habe ihn an der Haustür begrüßt. Das Essen hat er sich selbst in der Mikrowelle warm gemacht.«

»Danach haben Sie ihn nicht mehr gesehen - oder?«

»Nein. Ich gehe einfach davon aus, daß er sich in seinem Zimmer aufhält.«

»Anscheinend nicht. Sonst hätte er sich gemeldet.«

»Warten wir es ab, Bill. Vielleicht ist er gerade mal zur Toilette gegangen.«

»Okay, versuchen Sie es später.«

Es verstrichen zwei, drei Minuten, in denen sich Bill Martys Vorzüge anhören mußte, so daß er sich beinahe wie ein Schuft vorkam, daß er es wagte, den Jungen überhaupt zu verdächtigen. Susan machte ihm mehrmals klar, welch ein normales Leben Marty doch führte, im Gegensatz zu vielen anderen Jugendlichen.

»Was ist denn für Sie normal?«

»Nun ja, da sind die Grenzen fließend. Jedenfalls turnt er nicht in diesen Discos herum, die unter der Überschrift Rock, Sex und Drugs laufen. Damit hat er nichts am Hut. Er hängt nicht an der Nadel, wenn Sie das gemeint haben könnten.«

»Auf keinen Fall. Was war denn so seine Disco oder sein Lokal, in das er ging.«

»Geht, Bill, geht.«

»Pardon.«

»Es ist das ›Limelight‹.«

»Oh.«

Susan lächelte. »Sie wundern sich bestimmt über den Namen. Marty hat mir mal gesagt, daß es eine Kirchendisco ist und er wieder zurück auf den rechten Weg finden will. Das ist doch toll - oder? Und jetzt kommen Sie und wollen mir weißmachen, daß ein junger Mensch, der in eine Kirchendisco geht, einen anderen umbringen wollte. Wenn etwas im Leben paradox ist, dann dies.«

»Ich weiß nicht so recht.«

»Sie haben noch Zweifel?« staunte Susan.

»In der Tat. Verwechseln Sie bitte nicht Kirchendisco mit Kirche. Die Welle der sakralen Nightlifes ist leider von den Staaten her auch nach Europa geschwappt. Es gibt diese Discos in London ebenso wie in Paris, Hamburg, Köln oder Berlin.«

»Dann kennen Sie sich aus?«

»Nicht direkt, aber ich habe mir vorgenommen, über diese Szene einen Bericht zu schreiben.«

»Harmlos, Bill, völlig harmlos. Dort finden die Besucher wieder zu sich selbst. Sie sind auf der Suche nach dem, was uns vielleicht verloren gegangen ist.«

Und wenn es mit einem Mordversuch endet? Bill sprach seine Gedanken nicht aus.

Wieder rief Susan Stone nach ihrem Sohn.

Eine Antwort erhielt sie auch diesmal nicht.

Beide Hände legte sie auf die Lehne und drückte sich in die Höhe. Dann griff sie nach dem Bademantel und streifte ihn über. Mit hängenden Schultern blieb sie stehen. »Das verstehe, wer will, ich jedenfalls nicht.«

»Kann es denn nicht sein, daß Marty das Haus verlassen hat?«

»Dann hätte er mir Bescheid gesagt.«

»Macht er das immer?«

»Ja!« blaffte sie den Reporter an. »So gut erzogen ist mein Sohn immerhin, auch wenn Sie es nicht wahrhaben wollen.«

Bill überhörte den aggressiven Ton geflissentlich und schlug vor, einmal in Martys Zimmer zu gehen.

»Was wollen Sie dort?«

»Kann es nicht sein, daß er eingeschlafen ist? Die Schule ist stressig, die jungen Leute müssen heute hart ran.«

»Möglich«, gab Susan zu, »obwohl ich nicht so recht daran glauben kann. Wir können es mal versuchen.«

Bill war froh, daß Susan Stone so dachte. Das Haus betraten sie durch die offene Terrassentür. Ein Wohnzimmer schluckte Bill, dessen Einrichtung zwar vom Design her toll sein mochte, aber er hätte sich darin nicht wohlgefühlt. Der Marmorboden war ihm einfach zu kalt, und die schwarzen Sitzmöbel aus Leder trugen nicht eben dazu bei, diese Kälte zu überdecken.

Marmor auch im Flur und im Treppenhaus. Dazu hellgestrichene Wände. Selbst dort hängende Bilder zeigten nur sehr schwache Farben, so daß sie kaum auffielen.

Susan und Bill stiegen die großzügig gebaute und breit geschwungene Treppe hoch, erreichten die erste Etage, wo ebenfalls viel Platz war. Susan Stone lief mit zielsicheren Schritten auf eine ebenfalls hell lackierte Tür zu. Ohne zuvor anzuklopfen, öffnete sie.

Bill Conolly blieb ein wenig zurück. Er betrat den Raum erst, als Susan bereits darin stand.

Sie war nur zwei Schritte tief hineingegangen und schaute sich verwundert um. Marty lag nicht auf dem Bett, er saß auch nicht hinter seinem Schreibtisch oder kniete auf der kleinen Altarbank, die sich Bill mit großem Interesse anschaute. Er sah auch die Kerzen und die Heiligenbilder an den Wänden. Sie machten auf ihn einen sehr kitschigen Eindruck und wirkten im hellen Sonnenlicht fremd. Bei

Dunkelheit, wenn nur das Licht der Kerzen brannte, würde die Atmosphäre sicherlich anders wirken.

Susan drehte sich wieder um. Erstaunt schaute sie Bill Conolly an. »Er ist tatsächlich nicht hier.«

Sie hob die Schultern. »Das begreife ich nicht.«

»Ist ja kein Beinbruch.«

»Moment mal, Bill, jetzt reden Sie plötzlich ganz anders. Nehmen Sie das einfach so hin?«

»Warum nicht? Marty ist kein Kind mehr.«

»Stimmt, aber sein Verschwinden ist ungewöhnlich. Er hätte mir zumindest etwas sagen können.«

»Vielleicht wollte er nicht stören.«

Sie lachte ihren Besucher scharf an. »Wobei den? Haben wir gemeinsam auf der Liege gelegen?«

»Das nicht, aber…«

»Nein, nein, da stimmt etwas nicht.« Sie räusperte sich, was Bill die Gelegenheit gab, eine Frage zu stellen. »Sagen Sie, Susan, ist die Einrichtung dieses Zimmers normal?«

»Wie meinen Sie das?«

»Schauen sie sich um. Die Kerzen, die Heiligenbilder. Man könnte meinen, in der Kammer einer Nonne zu stehen.«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, daß sich Marty in einem Wandel befindet. Er ist auf der Suche nach den wahren seelischen Werten des Lebens, und das drückt sich eben auch in der Einrichtung aus.«

»In der Tat, es ist nicht zu übersehen.«

Susan biß sich auf die Lippen. »Wenn ich nur wüßte, wo er hingefahren ist. Wenn ich das nur wüßte…«

»In die Disco?«

»Unsinn, das Programm läuft erst am Abend an.«

»Dann weiß ich es auch nicht.«

»Wissen Sie was, Bill, ich habe den Eindruck, daß er das Haus nicht verlassen hat.«

»Wohin soll er denn gegangen sein?«

»In den Keller.«

»Hat er dort auch einen Raum?«

»Nein, da ist nur die Bastelstube meines Mannes, sage ich immer. Wir können mal nachschauen, damit Sie beruhigt nach Hause fahren, Bill.«

»Ja, gern.«

Der Reporter traute dem Braten nicht. In diesem Haus war alles perfekt, das mußte er zugeben, aber gerade diese Perfektion gefiel ihm nicht. Sie war die äußere Schau, hinter ihr lauerten ganz andere Kräfte. Bill hatte für diese Theorie keinen Beweis, aber er vermißte auch eine gewisse Herzlichkeit.

Seiner Ansicht nach hatte er einen geringen Erfolg erzielt. Es gab

eine Spur. Für ihn hing sie mit diesem gesamten sakralen Getue zusammen, das seit gut einem Jahr so richtig in war und bei jungen Leuten unwahrscheinlich gut ankam.

In zahlreichen Discos feierte man Messen auf eine besondere Art und Weise, aber daß bei diesen Feiern Gewalt mit im Spiel war, davon hatte Bill noch nie gehört.

Natürlich war die offizielle Kirche über diese Art von Konkurrenz nicht eben begeistert, aber man tolerierte diese Discos, und das nicht nur auf der Insel, sondern auch in Germany, wie Bill vor kurzem noch gelesen hatte. Modern denkende Pfarrer versuchten in diesen Discos etwas Gutes zu erkennen. So gab es den Ausspruch eines Bischofs, der gesagte hatte, daß die Unzufriedenheit der Jugend mit der offiziellen Kirche eine heilsame Unruhe werden kann, durch die alle zur Besinnung gerufen werden. Oft waren es gerade junge Christen, die den Glauben wieder aufgriffen und mit neuem Leben erfüllten.

Susan und Bill schritten die breite Treppe hinab und blieben im geräumigen Flur vor der Haustür stehen. Susan Stone schaute Bill an, als sie die Schultern hob. »Es tut mir jetzt leid, daß ich Ihnen nicht habe helfen können, aber sie haben es selbst gesehen, Marty ist nicht da.«

»Sicher.«

»Was werden Sie tun?«

»Ich werde Sie noch einmal besuchen, um mit Marty zu reden. Es ist möglich, daß ich dann auch Johnny mitbringe.«

»Ja, Bill, das sollten Sie tun«, erwiderte Susan ohne irgendwelchen Argwohn. »Das sollten Sie wirklich tun, und Sie werden erleben, daß Sie sich geirrt haben.«

»Hoffentlich.«

»Ach nein.« Ein Lächeln strahlte über ihr Gesicht. »Es ist toll, daß Sie das gesagt haben. Dafür könnte ich Sie küssen.«

»Sehr nett, aber ich muß jetzt gehen.« Bill huschte an der Frau vorbei auf die Tür zu. Um Himmels willen, dachte er, nur das nicht. Nein, nein, es reicht.

Susan rief ihm noch etwas nach, da war der Reporter bereits vor dem Haus und eilte davon. Zumindest legte er die ersten Yards schnell zurück und ging erst langsamer, als Susan die Haustür wieder geschlossen hatte. Der Reporter war sehr nachdenklich geworden. Susan hatte er aus seinen Gedanken verbannt, viel wichtiger war Marty. Er glaubte nach wie vor nicht daran, daß Johnny Sheila und ihm einen Bären aufgebunden hatte. So etwas saugte man sich nicht aus den Fingern. Dazu war Johnny überhaupt nicht der Typ.

Blütenduft umgab ihn. Die Luft war herrlich warm. Keine Schwüle mehr wie noch vor Wochen.

Bäume und Sträucher spendeten Schatten. Mücken hatten sich in

diese Schattenzonen zurückgezogen und schwirrten umher.

Aus dem Schatten an der rechten Seite löste sich eine Gestalt. Blitzartig huschte sie auf den Reporter zu, und Bill hörte die dumpfe und keuchende Stimme.

»Ich bring dich um!«

Conolly wirbelte nach rechts, sah Marty Stone und sah auch das lange Messer in seiner Hand…

***

Wäre der Junge ein Profi gewesen, hätte Bill keine Chance gehabt. Aber er tat es zum erstenmal, er reagierte überhastet, und als der Arm mit dem Messer nach unten raste, da warf sich Bill zurück, so daß ihn der Stich verfehlte.

Nur ein Reflex huschte vor ihm vorbei. Er hörte auch einen Fluch, dann drehte sich Marty und wurde noch in der Bewegung von einem Tritt erwischt. Bill hatte seinen rechten Fuß hochgerissen. Marty gurgelte auf. Sein Magen mußte brennen. Er kriegte außerdem keine Luft mehr, riß die Arme hoch und torkelte zurück.

Er würde bald fallen, was Bill nicht wollte. Der Junge lief Gefahr in die eigene Klinge zu rutschen!

Deshalb sprang Bill auf ihn zu, packte das rechte Handgelenk, drehte es, und als Marty vor Schmerzen aufschrie, rutschte ihm das Messer aus der Hand.

Bill kickte es weg, hielt Marty aber fest und stemmte ihn hoch, wobei er den Polizeigriff kaum lockerte.

Der Junge stöhnte. Er fluchte, er schrie wilde Worte, versuchte auch zu trampeln, aber Bill gab nicht nach. Eisern hielt er ihn fest und hatte auch die Geduld, abzuwarten, bis sich Marty wieder beruhigt hatte und nicht mehr fluchte.

»Okay?« fragte Bill.

»Was wollen Sie?«

»Das kann ich dich fragen. Immerhin war es der zweite Mordversuch an diesem Tag. Bravo, wirklich.«

»Hau ab!«

»Klar, aber mit dir zusammen.«

Bill wollte auch verschwinden, aber er hatte die Rechnung ohne Susan Stone gemacht. Wieso sie Bescheid wußte und ob sie alles gesehen hatte, konnte er nicht sagen, jedenfalls hetzte sie den Weg hinab, und der Wind fegte den vorn offenstehenden Bademantel zurück. Sie rief immer wieder den Namen ihres Sohnes und fuhr Bill an, was er sich einbildete, Marty so zu behandeln.

Bill schaute auf die keuchende Frau, deren Gesicht gerötet war. »Ich kann Sie verstehen, Susan, aber Ihr Marty hat versucht, mich ebenfalls zu töten.«

Sie lachte diesmal so schrill, daß es seinen Ohren weh tat. »Sie sind verrückt.«

»Nein, bin ich nicht. Wenn Sie den Beweis wollen, dann schauen Sie nach rechts.«

»Wohin?«

»Blicken Sie unter den Busch.«

Susan tat es und ging sogar auf diese Stelle zu. Kopfschüttelnd blieb sie stehen. »Aber… aber… das ist ja ein Messer.«

»Richtig.«

Sie raffte den Bademantel vor der Brust zusammen und sprach weiter. »Sogar mein Messer. Ein Messer aus meiner Küche.«

»Richtig, Susan. Und damit wollte Ihr Sohn mich töten. Ob Sie es nun glauben oder nicht.«

Es sah so aus, als wollte Susan Stone das Messer anheben, zuckte aber zurück und strich fahrig durch ihr Gesicht. Dann sah sie Marty an, der nur grinste.

»Was… was… machen Sie denn jetzt mit ihm?«

»Ich nehme ihn mit.«

»Was?« Sie schluckte. »Wohin denn?«

»Zur Polizei. Immerhin hat Ihr Sohn versucht, mich zu ermorden. Für einen Mordversuch ist die Polizei zuständig. Aber Sie brauchen keine Angst zu haben, es ist nicht die Polizei, die Sie vielleicht kennen. Ein sehr guter Freund von mir leitet ein besonderes Ressort, und er wird sich bestimmt mit Marty unterhalten wollen.«

»Da muß ich einen Anwalt hinzuziehen.«

»Das bleibt Ihnen überlassen.«

Susan schaute zu Boden. Sie sah aus wie ein Mensch, der nicht wußte, was er tun sollte. »Ausgerechnet jetzt ist mein Mann nicht da. Es kommt immer knüppeldick. Wo wollen Sie ihn hinbringen?«

»Zu Scotland Yard.«

»Und Ihr Freund dort heißt…?«

»John Sinclair.«

»Ach ja.«

»Kennen Sie ihn?«

Susan schüttelte den Kopf. »Nein, nein, schon gut. Ich dachte nur, den Namen schon einmal gehört zu haben.« Ihre Stimme bekam einen bittenden Klang. »Kann ich denn gar nichts für Marty tun?«

»Im Moment nicht. Ich denke auch, daß er bei John Sinclair besser aufgehoben ist, als bei sich im Zimmer.«

»Tja, ich weiß nicht so recht.« In einer spontanen Aktion preßte sie den Jungen an sich, den Bill nach wie vor festhielt, denn er wollte kein Risiko eingehen.

Es war seltsam, er kam mit Susan Stones Reaktion nicht zurecht, und er fragte sich, ob eine Mutter tatsächlich so reagierte. Bill überlegte,

was Sheila getan hätte, wenn sie an Susans Stelle gewesen wäre? Er fand keine Lösung, war aber der Meinung, daß sie sich anders verhalten hätte.

»Es wird schon alles wieder gut werden«, sagte Susan. »Verlaß dich darauf. Wir sorgen dafür.«

»Ja«, sagte Marty. Er sprach mit normaler Stimme. Da war nicht mehr der fremde Klang zu hören.

»Bis später dann. Ich telefoniere mit Dad und erkundige mich, welchen Anwalt wir nehmen können.«

»Das ist nett, Mum.«

Susan Stone richtete sich wieder auf und nickte Bill zu. »Ich hoffe, Sie geben gut auf ihn acht.«

»Das verspreche ich Ihnen, Susan.«

Sie drehte sich um und ging. Bill war befremdet, aber er behielt seine Gedanken für sich und wandte sich statt dessen an Marty. »Bist du in Ordnung?«

»Sicher. Sie können mich ruhig loslassen. Der Griff ist verdammt schmerzhaft.«

»Gut, versuchen wir es.«

Marty richtete sich auf. Bill schaute sehr genau in das Gesicht des Jungen, entdeckte aber keine Veränderung darin.

Wie sollte er sich das erklären? War er gespalten? Wer lebte in ihm? Eine Antwort würde ihm Marty wohl nicht geben, auch wenn er ihn noch so oft fragte.

»Gehen wir wirklich zu den Bullen?«

»Ja.«

»Gut.«

»Du hast keine Furcht?«

»Nein, warum denn?«

Sie hatten mittlerweile das Grundstück verlassen, als Bill die entscheidende Frage stellte. »Warum wolltest du mich eigentlich umbringen, Marty? Was habe ich dir getan?«

Der Junge starrte ihn an. »Umbringen?« flüsterte er. »Nein, das ist unmöglich.«

»Doch!«

Marty hob die Schultern.

Für Bill Conolly wurde der Fall immer rätselhafter. Trotz Martys Wandlung beschloß er, auf der Hut zu sein…

***

Den Morgen hatten Suko und ich praktisch im Büro vergammelt, und das hatten wir uns auch nach den Ereignissen in Frankreich und in der tiefen Vergangenheit, in die ich zusammen mit dem Abbé gerutscht war, verdient. Wieder zurück in London wollten wir es langsam

angehen lassen, nur nichts überstürzen, den alten Fall einmal aufarbeiten, wobei wir immer an einem Namen hängenblieben.

Godwin de Salier!

Wir hatten den schwerverletzten Templer aus der Vergangenheit in unsere Zeit hineingebracht, und das war natürlich für Abbé Bloch etwas Wunderbares gewesen. Nach der Genesung des Mannes würde er sich endlich mit einem Zeitzeugen unterhalten können und dabei sicherlich Dinge von größter Wichtigkeit erfahren.

Darum konnten wir uns leider nicht kümmern, denn unser Platz war in London.

Auch wer am Morgen herumgammelt, hat ein Recht auf ein Mittagessen und so luden wir Glenda ein, mal richtig zu speisen. Sie war nicht begeistert, obwohl sie den Italiener in der Nähe liebte.

»Das macht alles nur dick«, sagte sie.

»Du hast doch abgenommen, während wir in Frankreich waren.«

»Ach ja?«

Ich nickte ihr zu. »Du mußt einfach abgenommen haben, Glenda.«

»Dann nenn mir den Grund.«

»Allein aus Kummer darüber, daß Suko und ich nicht in deiner Nähe waren.«

Ihr Gesicht verzerrte sich. »Ihr widerlichen Chauvis«, antwortete sie. »So etwas habe ich noch nicht erlebt. Wie könnt ihr so etwas nur denken?«

»Er hat es gesagt«, verteidigte sich Suko.

»Klar, typisch. Aus deinem Mund wäre so etwas gar nicht gekommen.« Bevor sie noch weiter schimpfen konnte, klingelte das Telefon. Es war ein Kollege, der Glenda anrief und sich erkundigte, ob sie mit ihm eine Kleinigkeit essen wollte.

»Aber gern«, flötete sie. »Daran habe ich die ganze Zeit gedacht. Ich überlegte noch, ob ich nun allein gehen sollte…«

»Ich warte unten.«

»Okay, bis gleich.«

Mit spitzen Fingern legte Glenda den Hörer auf, zupfte ihre Sommerbluse zurecht, fuhr sich durch das Haar und schaute uns dabei mit einem Blick an, der sagen sollte: So, das habt ihr nun davon…

»Ich wünsche euch ebenfalls einen guten Appetit.«

»Danke«, knirschte ich.

Glenda Perkins ließ uns stehen und rauschte aus dem Vorzimmer. Suko lachte leise. »Das hast du nun davon.«

»Wieso ich?«

»Deine Art eben.«

»Nun ja, ich meine, es ist ja so. Glenda ist eine hübsche Frau, was auch den anderen Kollegen nicht verborgen bleibt.« Ich schaute auf die Uhr und beendete das Thema. »Laß uns gehen, sonst sind alle

Plätze besetzt.«
Dazu kam es wieder nicht. Abermals stoppte uns das Telefon.
Diesmal war es Bill Conolly, der seinen Besuch ankündigte. Das lockere Frotzeln blieb mir in der Kehle stecken, als ich seine Stimme hörte, die sehr dienstlich klang. Bill meldete seinen Besuch innerhalb der nächsten Stunde an und erklärte mir, daß er einen jungen Mann namens Marty Stone mitbringen würde.
»Was sollen wir damit?« fragte ich.
»Er hat auf Johnny und mich einen Mordversuch verübt.« Mehr sagte er nicht.
»Da haben wir's«, sagte Suko.
»Was haben wir?«
»Den Tag ohne Mittagessen.«
»Du kannst ja was holen.«
»Mach ich auch, was willst du?«
»Egal, ich gehe mit. Aber nicht zum Italiener, sondern zu dieser Hotdog-Bude.«
»Du sinkst auch immer tiefer, wie?«
»Was will man als Junggeselle schon machen? Du hast es da besser. Shao sorgt für dich und…«
»Hör auf, mir kommen gleich die Tränen. Und wenn wir hier noch lange herumstehen, kannst du Bill hungrig begrüßen.«
Damit hatte er recht. Also machten wir uns aus dem Staub und schlugen den Weg zum Hotdog-Stand ein, an dem, wie fast immer mittags, reger Betrieb herrschte. Wir stellten uns geduldig an und schauten zu, was dort alles verkauft wurde. Es gingen ja nicht nur Hot Dogs über die Theke, es wurden auch Fish & Chips verkauft und Sandwichs.
Suko entschied sich dafür, während ich einen Hot Dog kaufte. Wir aßen im Stehen und diskutierten über Bills Anruf. Beide wußten wir nicht, wie ernst wir diesen zweifachen Mordversuch nehmen sollten. Bill war zwar ein Mensch mit Humor, aber dieser Humor war uns schon suspekt.
»Hast du den Namen Marty Stone denn schon irgendwo gehört?« fragte mich Suko.
»Ich kann mich nicht erinnern.«
»Ich auch nicht.«
»Wir werden es erfahren.« Ich schaute zum Himmel, der wolkenlos über uns lag. »Jedenfalls hat uns der Londoner Alltag wieder…«

***

Und der erwischte uns richtig, als Bill mit seinem Besucher eintraf. Sogar noch vor der verabredeten Zeit, und Glenda saß noch immer beim Italiener.

Marty Stone.

Ich staunte, als ich ihn sah, denn er wirkte auf den ersten Blick wie ein Gruftie, und damit hatte ich ja auch schon meine Erfahrungen sammeln können.

Nur auf den ersten Blick.

Auf den zweiten Blick machte er einen sehr differenzierten Eindruck. Zwar trug er dunkle Kleidung, mich aber irritierten die Ketten mit dem Kreuz und den Heiligenbildern, die vor seiner Brust baumelten. Hinzu kam noch der Rosenkranz, den er wie einen Gürtel um seine Taille geschlungen hatte. Die Perlen des Rosenkranzes schimmerten wie der Glanz eines matten Lippenstifts.

»Das ist Marty Stone«, sagte Bill. »Er ist siebzehn Jahre alt und wohnt in unserer Nachbarschaft. Zudem geht er mit Johnny auf eine Schule.«

»Hi, Marty«, sagte ich.

Auch Suko begrüßte den jungen Mann, der sich sichtlich unwohl fühlte und sich sehr verlegen gab.

Um seine Handgelenke hatte er ebenfalls Schmuck geschlungen. Es waren dünne Lederarmbänder, an denen Kreuze der unterschiedlichsten Art blinkten.

»Dann nimm mal Platz«, sagte ich. »Möchtest du etwas zu trinken haben?«

Er schielte zu mir hoch. »Nein.«

»Gut.«

Auch Bill hatte sich gesetzt. Mir fiel auf, daß er Marty nicht aus den Augen ließ.

»Jetzt seid ihr gespannt, wie?« sagte unser Freund.

»Und ob.«

»Dann werde ich mal beginnen.«

Bill hielt sein Versprechen. Er berichtete von zwei unwahrscheinlich klingenden Vorgängen, und der Junge unterbrach ihn nicht mit einer Bemerkung.

Suko und ich hörten zu. Natürlich stellten sich schon während der Berichte Fragen ein, und Suko war der erste, der zu fragen begann. »Warum Wollte er euch töten?«

Bill hob die Schultern. »Da mußt du Marty fragen.«

Was Suko auch tat. Er erhielt zunächst keine Antwort, bis Marty den Kopf hob und uns anschaute.

»Wieso töten?« flüsterte er. »Wen habe ich denn töten wollen.«

»Zuerst Johnny, dann Bill Conolly.«

»Das stimmt nicht.«

»Warum sollte uns Mr. Conolly das erzählen?«

»Ich kann mich nicht daran erinnern.«

Das hörte sich schon anders an. Als wir Bill anschauten, nickte dieser. »Müssen wir akzeptieren.«

»Warum?« fragte ich.

Der Reporter hob die Schultern. »Ich bin weder Arzt noch Psychologe oder Psychotherapeut. Ich weiß auch zuwenig von Marty, aber ich habe den Eindruck, daß er in extremer Art und Weise eine zweigeteilte Persönlichkeit ist.«

»Kannst du das näher erklären?«

»Denk an die fremde Stimme, mit der er mich ansprach.«

»Stimmt«, gab ich zu.

»Und er kann sich an nichts erinnern.«

»Aber er hat ein nicht eben normales Outfit«, sagte ich. »Kann er das erklären?«

»Ich bin kein Gruftie«, sagte Marty.

»Das glauben wir dir gern. Aber was bist du dann? Kannst du uns darüber aufklären?«

»Ich bin auf der Suche nach dem Sinn.«

»Aha«, sagte ich nur, aber auch, um meine Überraschung zu verbergen, denn mit dieser Antwort hatte ich beim besten Willen nicht gerechnet. »Das ist ja interessant.«

Bill hob die Schultern. Auch er kam mit dieser Erklärung nicht zurecht.

»Wo suchst du diesen Sinn, bitte schön?«

»Bei meinen Freunden.«

»Wo sind die?«

»In der Disco…«

Ich räusperte mich. Sinnsuche in der Disco. Allmählich wurde es kompliziert.

Bill antwortete konkreter. »Es ist die Disco Limelight. Analog zu der legendären Disco in New York mit demselben Namen, wo die gesamte Bewegung entstanden ist.«

»Welche Bewegung meinst du?«

»Die Religions-Szene.«

In diesem Augenblick fielen bei mir die Cents. Natürlich, ich hatte darüber gelesen. Über eine Jugend, die begann, eine neue Spiritualität zu entdecken, die sich von gregorianischen Chorälen aufbauen ließ. Diese Art von Musik belegte in den Hitparaden vordere Plätze, und die Öffentlichkeit war sich nicht im klaren darüber, wie sie die Bewegung einstufen sollte.

War es Blasphemie oder tatsächlich der Hunger nach einem neuen Sinn? Möglicherweise beides.

»Ja, jetzt weiß ich einigermaßen Bescheid«, murmelte ich.

»Von innen hast du eine derartige Disco noch nicht gesehen?« fragte Bill.

»Nein.«

»Ich dachte es mir.«

»Wir werden wohl hingehen müssen«, sagte Suko, sprach dann aber Marty an. »Du bist also auf der Suche nach dem Sinn. Du hörst die Musik, du meditierst, du willst womöglich Gutes tun, stimmt das?«

Der Angesprochene hob die Schultern.

»Wenn das tatsächlich der Fall sein sollte, dann frage ich mich, weshalb du diese beiden Mordversuche unternommen hast.«

»Kann mich nicht erinnern.«

»Auch nicht an das Fremde in dir?«

»Welches Fremde?«

Sosehr wir uns auch bemühten, wir bissen auf Granit. Hätte uns nicht Bill, sondern ein anderer diesen Jungen gebracht, hätten wir ihm erklärt, daß er nach Hause gehen und den Jungen mitnehmen sollte, aber es war eben Bill Conolly, unser Freund, und der, das wußten wir, legte uns hier kein faules Ei ins Nest.

Der Reporter versuchte es noch einmal. »Hör mal zu, Marty, du sitzt hier nicht vor einem Gericht. Auch wenn es dir so erscheinen mag und wir zu dritt sind. Aber geh bitte davon aus, daß wir dir helfen wollen. Akzeptiere uns einfach als deine Freunde. Kannst du das?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich habe nichts getan.«

»Meinst du?«

»Ja.«

»Johnny sieht das anders.«

Marty Stone hob die Schultern.

Mir war klar, daß wir auf diese Art und Weise nicht weiterkamen. Da gab es sicherlich Berührungspunkte, die tief in seinem Inneren lagen. Ich konzentrierte mich auf die Augen des Jungen. Oft kann man in den Augen eines Menschen lesen, was sie denken oder was sie zu tun bereit sind.

Bei Marty war das anders. Sein Blick kam mir apathisch vor, als stünde er unter Drogen oder wäre irgendwie anders abgeblockt worden. Für mich stand fest, daß mit dem Jungen einiges nicht in Ordnung war. Da Bill ihn zu uns gebracht hatte, ging ich davon aus, daß eine gefährliche Kraft Macht über ihn gewonnen hatte, obwohl es auch ein Widerspruch war, denn er bewegte sich in seiner Disco zwischen christlichen Symbolen, die die andere Macht abschreckten.

Was sollten wir mit ihm tun?

Bill war so etwas wie ein Gedankenleser. Er sagte zu mir: »Du könntest einen Versuch wagen, John.«

»Welcher Art?«

»Konfrontiere ihn mit deinem Kreuz.«

»Und dann?«

»Wird sich zeigen, wie er reagiert.«

»Normal, denke ich. Wenn alles stimmt, was wir hier erlebt haben, ist er in der Disco von zahlreichen Kreuzen umgeben. Da kann ihn meines nicht schrecken.«

»Das weiß ich nicht. Dein Kreuz ist geweiht. Es ist anders, das muß ich dir nicht erst sagen.«

Überzeugt hatte mich Bill zwar nicht. Wenn er sich schon die Mühe gemacht hatte und hergekommen war, dann wollte ich ihn auch nicht enttäuschen. »Also gut, starten wir den Test?«

Ich lächelte ihn an. »Du brauchst dich nicht zu fürchten. Es ist nichts Schlimmes, es tut auch nicht weh. Wir möchten nur, daß du dir ein Kreuz ansiehst.«

Er war nicht einverstanden, denn seine Lippen zuckten. »Warum soll ich mir ein Kreuz anschauen?«

»Es muß sein.«

»Aber ich kenne Kreuze.«

»Das glaube ich dir gern. Nur bin ich im Besitz eines besonderen, und es wird dir möglicherweise gefallen. Wie ich hörte, seid ihr auch in der Disco von Kreuzen umgeben.«

Marty Stone schickte mir ein zögerliches Nicken zu. Begeistert war er nicht, und er beobachtete voller Mißtrauen und auf der Kante des Besucherstuhls sitzend meine Aktivitäten.

Ich beeilte mich nicht. Ich zog das Kreuz normal unter der Kleidung hervor, sah das leichte Blitzen des Silbers und auch das Erschrecken des Jungen.

Dann streifte ich die Kette über den Kopf. Sie rollte sich auf meiner Handfläche zusammen, und darüber lag das Kreuz, das die Kette fast vollständig verdeckte.

Er hatte freie Sicht, er schaute auch hin - und reagierte so, wie wir alle es nicht für möglich gehalten hätten. Mit einem Satz jagte er von seinem Stuhl hoch. Kreidebleich im Gesicht brüllte er: »Das Tier! Das Tier! Das Tier…«

Dann fiel er schreiend zusammen.

***

Johnny Conolly stand zusammen mit seiner Mutter in der Küche, starrte ins Leere und schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht fassen, Mum«, flüsterte er. »Ich krieg es einfach nicht in den Kopf, daß mich Marty angegriffen hat. Kannst du dir das erklären?«

»Eigentlich nicht.«

»Da haben wir's.«

»Aber wir müssen es hinnehmen« sagte Sheila. »Ob du es nun willst oder nicht. Außerdem hat dein Vater das Beste getan, was er nur tun konnte. Er ist jetzt bei John, und der kann sich mit Marty beschäftigen. Ich bin sicher, daß er ihn auch heilen wird, falls es

tatsächlich zu irgendwelchen Problemen kommt.«

»Meinst du?«

»Immer.«

»Mir ist das alles so komisch«, sagte Johnny. Er schüttelte den Kopf. »Ich kann mir nicht mal vorstellen, was seine Eltern dazu sagen. Seine Mutter, der Vater.« Er holte tief Luft. »Was würdet ihr denn tun?«

Sheila gab eine ehrliche Antwort. »Darüber habe ich nun wirklich nicht nachgedacht.«

»Glaube ich dir, Mum.«

»Danke, mein Sohn.«

Johnny schaute aus dem Fenster in den Garten. »Wie lange bleiben die beiden wohl noch weg?«

»Kann ich dir auch nicht sagen.«

»Ich wollte mir noch einige Hefte für die Schule holen. Das Rad ist wieder okay.«

»Wieviel Geld brauchst du?«

»Keine Ahnung. Du kannst es mir später zurückgeben. Ich will auf jeden Fall wieder hier sein, wenn Dad zurückkehrt.«

»Tu das.«

»Bis später, Mum.« Johnny verließ die Küche. Er sah den besorgten Blick seiner Mutter, den sie hinter ihm herschickte. Sheila spürte die innere Beklemmung. Sie glaubte daran, daß da etwas auf sie zukam, mit dem sie nicht gerechnet hatten und nicht hatte rechnen können. Irgendwo war da ein Loch entstanden. Für sie schien die Sonne nicht mehr so hell wie am Morgen, der Garten sah nicht mehr so freundlich aus, und um ihr Haus schien sich eine bedrohliche Atmosphäre gelegt zu haben.

Sie spürte die Gänsehaut auf ihrem Rücken, die sich dort festgesetzt hatte.

Dann hörte sie, wie die Haustür zuschlug. Jetzt war sie allein. Für einige Sekunden stand sie unbeweglich in der Küche und machte den Eindruck einer Frau, die über irgendwelche Probleme nachdachte, aber zu keiner Lösung gelangte.

Bildete sie sich die Dinge nur ein, oder waren sie tatsächlich anders geworden?

Sheila ging zum Kühlschrank. Sie holte die Flasche Wasser hervor und trank aus ihr. Viel besser ging es ihr danach nicht. Doch Durst hatte sie nun nicht mehr.

In der Küche hielt sie es nicht mehr aus. Mit schnellen Schritten ging sie zur Haustür, öffnete sie mit einem Ruck, weil sie nach Johnny sehen und gleichzeitig wieder zurückrufen wollte. Sie glaubte daran, daß es schlecht war, wenn er jetzt fuhr und sich in eine Gefahr begab.

Er war schon am Tor, das offenstand. Ohne sich herumzudrehen, fuhr er hindurch und schlug den Weg nach links ein.

Sheila atmete durch. Sie betrachtete die Gänsehaut, die sich nun auch auf ihren Armen ausgebreitet hatte. Dabei versuchte sie sich einzureden, daß die Dinge okay waren. Daß sie nur an einer Einbildung litt.

Sheila schaffte es nicht.

Mit müde wirkenden Schritten ging sie zurück ins Haus und lehnte sich im Flur gegen die Wand.

Warum kann ich mich von diesen Gedanken nicht befreien? fragte sie sich. Eine Antwort konnte sie nicht geben, aber sie fror wie im tiefsten Winter…

***

So wie seine Mutter dachte Johnny natürlich nicht. Okay, auch er war nicht eben locker und cool wie sonst, die Vorgänge der jüngsten Vergangenheit hatten ihn schon beeindruckt, aber er hatte es geschafft, sie zu verdrängen. Außerdem wußte er Marty in guten Händen. Sein Patenonkel John war bekannt dafür, daß er sich gern mit derartigen Fällen beschäftigte.

Johnny mußte lächeln, als er daran dachte. In der letzten Zeit hatte er den besten Freund seines Vaters nicht allzu oft gesehen. Früher war das mal anders gewesen, da hatte auch noch Nadine, die Wölfin mit der Seele eines Menschen, bei den Conollys gelebt. Durch sie war die Familie in manch extreme Situation geraten, der sie manchmal nur mit Glück entkam.

Das aber lag hinter ihnen. Es gab nur den Blick nach vorn. Johnny mußte seine Schule durchziehen, die Erinnerung an Nadine verschwand zwar nicht, aber sie verblaßte schon, und der Junge hatte es geschafft, ein normales Leben zu führen, auch wenn eine latente Gefahr nach wie vor da war. Das betraf mehr seinen Vater, der sich auch beruflich mit den Phänomenen beschäftigte. Er schrieb schließlich für verschiedenen Zeitschriften, und seine Berichte gehörten immer zu den besten.

Johnny wunderte sich, daß er während der Fahrt an seine Eltern denken mußte. Das wäre ihm sonst kaum in den Sinn gekommen, und die eigenen Gedanken kamen ihm wie ein Abschied vor.

»Quatsch«, murmelte er, trat fester in die Pedale und huschte durch das Sonnenlicht. Das Laub der Bäume filterte das Licht, so daß sie einem Wechselspiel aus Licht und Schatten ausgesetzt war. Der Junge wollte nicht auf dieser Straße bleiben. Wer hier lebte, der kannte auch die Schleichwege wie Johnny.

Sie führten an den oft großen Grundstücken entlang, waren im Sommer überwuchert, wurden von Mauern oder Zäunen- begrenzt und schnitten auch durch kleine Parks und Grünflächen.

Geduckt saß Johnny auf dem Rad. Er wollte nicht von tiefhängenden

Zweigen gepeitscht werden. Er mußte sich auf den Weg konzentrieren, radelte an den Grundstücken entlang, hörte hier und da mal eine Stimme oder das Klatschen eines Wasserspenders. Auch erreichte mal der eine oder andere Musikfetzen seine Ohren. Das alles waren Geräusche, die ihn nicht ablenkten. Er konzentrierte sich dabei auf seine Fahrt durch ein dicht bewachsenes Stück Natur und erreichte sehr bald einen Park, in dem mehrere weiße Bänke standen. Sie alle waren leer.

Der Boden war flach und mit dichtem Gras bewachsen. Johnny radelte über ihn hinweg wie über einen Teppich. Das Zentrum des Parks bildete eine Linde. Ihre Zweige beschützten auch die Bänke, gaben Schatten, durch den Johnny fuhr.

Bis ihn der Schlag erwischte.

Es war ein Treffer gegen den Hals. Der Junge wußte nicht, wie ihm geschah. Plötzlich war er aus seiner Ruhe herausgerissen worden. Die Welt um ihn herum riß wie ein Film, und er wunderte sich, daß sein Rad plötzlich allein weiterfuhr.

Es wollte ihm nicht in den Sinn, wieso das hatte geschehen können. Als er jedoch auf dem Boden aufschlug, da fiel auch das Rad. Johnny schlug mit der rechten Seite zuerst auf, war etwas benommen und spürte am Nacken einen heftigen Schmerz, der nicht vom Aufprall stammte. Da hatte ihn etwas getroffen und aus dem Sattel geschleudert.

Er wälzte sich herum. Die Augen hielt er weit geöffnet. Er wollte sehen, was sich in seiner unmittelbaren Umgebung abspielte, er mußte doch alles erkennen, aber die Welt riß auseinander wie ein Puzzle, das zerstört wurde.

In Einzelheiten flog sie weg. Johnny wollte dies alles nicht. Er stemmte sich dagegen. Er wußte, daß er nicht bewußtlos werden durfte, dann hatte die andere Seite freie Bahn.

Er hörte Tritte.

Der Boden zitterte. Jeder Tritt wurde für ihn zu einer Qual. In seinem Kopf brandete das Echo.

Flüsternde Stimmen in seiner unmittelbaren Nähe. Um mehr erkennen zu können, drehte sich Johnny auf den Rücken. Er wollte nicht weg, er streckte die Arme aus und bekam nicht mit, daß er sich diesen Wunsch selbst nicht erfüllen konnte.

Er war zu schwach.

Und der Schwächere wurde gefressen, so lautete das Gesetz der Natur, dem auch Johnny Tribut zollen mußte.

Sein Fresser war ein Schatten, der sich tief über ihn beugte. Er war gewaltig und böse. Johnny hörte ein kaltes Lachen, dann ein weiteres Geräusch, mit dem er nicht klarkam, und eine Frau lachte häßlich im Hintergrund.

Bevor Johnny wegtauchte, dachte er über das Lachen nach. Kam es ihm nicht bekannt vor?

Er glaubte schon.

Der nächste Treffer machte ihn endgültig kampfunfähig. Johnny merkte nicht, daß ihn kräftige Arme wegtrugen.

Und wieder lachte eine Frau.

***

Das Tier!

Jeder von uns hatte das Wort des Jungen verstanden. Es war wie ein gellender Schrei gewesen, eine furchtbare Botschaft aus einem fremden Mund, und dann war Marty zusammengebrochen.

Wir hatten ihn nicht auffangen können. Er lag vor dem Stuhl wie ein Häufchen Elend am Boden. Er zitterte und gab schluchzende Laute von sich. Wir hatten ihm nichts getan, es war einzig und allein der Anblick des Kreuzes, der Marty so aus dem Konzept gebracht hatte.

Bevor wir uns bückten, um ihn anzuheben, erwischte ich Bills Blick. Das hast du nun davon, las ich ihm als Botschaft von den Augen ab.

Aber wir waren einen kleinen Schritt weiter gekommen. Wir wußten jetzt daß Marty auf den Anblick des Kreuzes reagierte, wie ein von einem Dämon Besessener. Und das, obwohl er selbst Kirchenschmuck trug und einen Rosenkranz als Gürtel.

Bill und Suko halfen dem Jungen wieder auf die Beine, während ich mich zurückhielt. Er durfte so schnell nicht wieder mit meinem Kreuz konfrontiert werden. Dieser Anblick hätte ihn doch glatt umgehauen.

Mit geschlossenen Augen saß er auf dem Stuhl. Suko verschwand und kam mit einem Glas Wasser wieder. Er drückte es dem Jungen zwischen die Hände, und Marty trank es leer.

Danach ging es ihm besser. Zumindest schaffte er es, uns wieder anzuschauen. Seine Augen waren rötlich unterlaufen, und als er mich anschaute, schauderte er zusammen. Auch mein Lächeln konnte ihn nicht beruhigen. Er schwitzte stark, noch immer litt er unter dem Eindruck, aber uns interessierte, was er in dieser kurzen Zeitspanne erlebt hatte. Es mußte etwas geschehen sein, das ihn auf eine andere Spur brachte. Wie anders hätten wir seinen Zusammenbruch erklären können?

Er hatte von einem Tier gesprochen!

Wer war das Tier?

Daß um dieses Wort unsere Gedanken kreisten, stand fest. Nur traute sich niemand, den Jungen zu fragen. Keiner wollte ihn in eine Zwangslage bringen. Er sollte sich zunächst einmal erholen.

Ich machte den Anfang. Als er mein Nicken sah, wollte er sich von mir abwenden, aber er blieb zum Glück sitzen. Mein Lächeln beruhigte ihn kaum, er schaute sogar zur Tür, als wollte er dort

verschwinden, aber Suko und Bill standen neben ihm wie zwei Wächter.

»Es tut uns leid«, sagte ich. »Wir wußten nicht, daß du so reagieren würdest.«

Er schwieg.

»Was ist geschehen?«

Marty Stone senkte den Kopf.

»Laß mich mal«, flüsterte Bill. Er setzte sich wieder auf seinen Stuhl neben Marty und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Marty, du kennst mich. Du weißt, daß ich dir nichts tun würde. Wir alle wollen dir nichts tun, wir sind nur von deiner Reaktion überrascht worden. Du bist plötzlich wie ausgeflippt gewesen. Du sacktest zusammen, du hast geschrien. Kannst du dich daran erinnern?«

»Ja.«

»Gut«, sagte Bill. »Und warum hast du geschrien? Nur weil du das Kreuz gesehen hast?«

Bei dieser Frage hob Marty den Kopf. Er schielte auf mich und war froh, das Kreuz nicht zu sehen.

»Es war nicht gut«, flüsterte er.

»Obwohl du als Schmuck auch ein Kreuz und diese kleine Heiligenbilder trägst?«

»Das ist etwas anderes.«

»Warum?«

Marty hatte sich einigermaßen erholt. Er verstand die Fragen und war auch bereit, Antworten zu geben. »Dieses Kreuz hat mir Angst gemacht. Es ist so anders gewesen.«

»Wie anders?«

Der Junge schaute sich um, als könnten ihm die Wände des Zimmers eine Antwort geben. »Ich weiß es nicht genau, aber es ist eben anders gewesen. Da war eine Kraft, eine gefährliche Kraft. Sie… sie… hat sich gegen mich gestellt. Sie hat mich getroffen…«

»Verspürtest du Schmerzen, Marty?«

»Ja…« Er überlegte. »Ja, ich habe Schmerzen verspürt.«

»Und wo?«

Marty deutete mit dem Zeigefinger auf sich. »Hier… hier in meiner Brust.«

»War da noch etwas?« fragte Bill.

Der Junge schwieg.

»Es ist etwas gewesen, nicht?«

»Kann sein«, flüsterte Marty.

»Du hast ein Wort gesagt«, erklärte der Reporter. »Ein bestimmtes Wort. Kannst du dich daran erinnern?«

Marty überlegte. Er war wieder nervös geworden und bewegte unruhig seine Hände. Mir kam er vor wie jemand, der Bescheid

wußte, mit seinem Wissen aber nicht herausrücken wollte.
»Sag es uns«, flüsterte Bill. »Es ist auch für dich besser, wenn du es aussprichst!«
Marty schüttelte den Kopf.
»Soll ich es für dich tun?«
Der Junge hob die Schultern. Ein Zeichen, daß er auch weiterhin unentschlossen war.
»Ich werde es tun«, sagte Bill. »Du hast von einem Tier gesprochen, Marty. Von einem Tier verstanden?«
Kaubewegungen. Laut und hastig. Die Bewegungen der Augenbrauen, die Röte, die in Martys Gesicht stieg. Das alles kam zusammen und sorgte dafür, daß er wieder unter Streß litt. Das Wort Tier mußte bei ihm sehr starke Emotionen aus seinem Innern hervor geholt haben.
»Und…?«
Marty Stone nickte heftig.
»Es war also das Tier«, wiederholte Bill noch einmal.
Der Junge senkte den Kopf. »Ja, das Tier«, murmelte er und schauderte zusammen. »Es ist das Tier gewesen, dieses schreckliche Tier.« Er röchelte plötzlich, und seine Augen traten hervor. »Ich will es nicht sehen, aber es ist da…«
»Wo ist es?« fragte Bill.
Marty bewegte seine Hände schlagend vom Körper weg. »Es ist überall!« keuchte er. »Das Tier ist überall. Man kann es nicht fassen. Es ist… es ist grauenvoll.«
»Weißt du, wie es aussieht?«
»Schrecklich!«
»Wollen wir es gemeinsam suchen?«
»Nein, nein, ich will es nicht sehen.«
»Aber du weißt von ihm?«
»Ja.«
»Hast du es denn schon gesehen?«
Marty überlegte. Es sah so aus, als müßte er darüber nachdenken, ob er überhaupt eine Antwort geben sollte. Seine Lippen zuckten, die Augen verdrehten sich, über seine Arme rann eine Gänsehaut, und plötzlich schüttelte er den Kopf.
»Du hast es also nicht gesehen?« Bill ließ nicht locker und wollte es genau wissen.
»Nein.«
»Aber du kennst es.«
»Ja.«
»Nur du!«
»Es ist da!«
»Wo ist es?«
»Es ist furchtbar. Wir haben Angst. Wir alle haben Angst vor dem

Tier - wirklich.«
Bill Conolly holte Luft und stieß sie sehr schnell wieder aus. Er kam mit den Antworten nicht zurecht, und er schaute uns an, doch weder Suko noch ich wußten eine Lösung. Auch Marty schielte zu mir hin, aber ich zeigte ihm mein Kreuz nicht.

Dieser junge Mann war ein Problem. Obwohl er sich vor dem Anblick meines geweihten Talismans fürchtete, stufte ich ihn dennoch nicht in die Kategorie der Dämonen ein. Nicht einmal in die der von Dämonen besessenen Menschen oder geleiteten. Dieser Marty Stone befand sich in einem Zwischenstadium, er war seelisch zerrissen, irgend jemand oder irgend etwas hatte ein Loch in seiner Seele hinterlassen. Er schwamm in einem Zwischenstadium und dachte dabei nicht an die gefährlichen Untiefen.

»Aber es gibt das Tier?« fragte ich.

Mit gerunzelter Stirn blickte er mir ins Gesicht. »Das Tier ist da. Man kann es spüren.«

»Jetzt auch?«

»Sicher.«

»Wo?«

Er schwieg. Dann hob er die Schultern. »Ich weiß nur, daß es da ist. Nicht nur ich.«

»Wer noch?«

»Freunde.«

Die nächste Frage stellte Suko, und er sprach ebenso leise und ruhig, wie ich es getan hatte. »Sind es die Freunde gewesen, mit denen du am Abend in der Kirchen-Disco zusammen bist?«

»Ja«, stieß er hervor. »Ja, so ist es gewesen.«

»Also im Limelight?«

»Ich weiß es nicht genau.«

Das wollte Suko nicht akzeptieren. »Du weißt nicht, ob sich das Tier dort aufhält?«

»Richtig.«

Bill hob den Arm, ein Zeichen, daß er reden wollte. »Aber es muß dort seinen Platz haben, Marty. Johnny hat gehört, wie jemand zu ihm sagte, daß er auf den Gabentisch des Grauens soll. Verstehst du das?«

Marty hatte Bill mit offenem Mund angestarrt. Das war nicht gespielt. Die Überraschung war echt.

Er dachte über den schlimmen Begriff nach und stöhnte dabei leise auf. Mit dem Gabentisch des Grauens konnte dieser junge Mann nichts anfangen.

Bill fiel ein, daß es auch nicht seine Stimme gewesen war, die davon berichtet hatte, und er sprach Marty darauf an. »Ein anderer hat von einem Tier gesprochen.«

»Wer?«

»Das wissen wir nicht. Aber der andere war in dir.«

Marty stöhnte. Es war zuviel für ihn. Er konnte es nicht begreifen. Er schüttelte den Kopf und bat darum, gehen zu dürfen. Er wollte nach Hause zu seinen Eltern, sich ausruhen, endlich schlafen, aber ich erkundigte mich bei ihm, ob er an diesem Abend in der Kirchen-Disco verabredet war.

»Das schon«, gab er flüsternd zu.

»Und? Fährst du hin?«

»Ich weiß es nicht. Andere holen mich ab. Vielleicht fahren wir gemeinsam.«

»Wo finden wir die Disco denn?«

Er nannte uns eine Adresse in Mayfair, nicht weit von der Botschaft Japans entfernt. »Die Disco liegt etwas versteckt. Man muß in einen Keller hineingehen.«

»Danke für die Auskünfte« sagte ich.

Marty nickte nur. Dann wandte er sich Bill zu. »Kann ich nun nach Hause fahren?«

»Ich bringe dich hin.«

»Ja, danke.«

Als Bill sah, daß auch Suko und ich nichts dagegen hatten, erhob er sich. »Wir hören voneinander.«

»Ist okay.«

Marty warf noch einen ängstlichen und scheuen Blick in die Runde, dann ging er. Bill öffnete die Tür zum Vorzimmer. Ich schaute in das Sekretariat und entdeckte Glenda Perkins. Auch sie war zurückgekehrt, hatte uns aber nicht gestört.

Ich wechselte meinen Platz und ließ mich wuchtig auf den Schreibtischstuhl fallen. Suko hatte auf der Seite gegenüber seinen Platz gefunden, und über den Tisch hinweg schauten wir uns an.

»Und?« fragte mich mein Freund.

»Was willst du hören?«

»Die Wahrheit.«

»Die gibt es nicht, Suko.«

»Doch, es gibt sie. Nur kennst du sie nicht.«

»Meinetwegen auch das«, sagte ich.

»Das Tier befindet sich in dieser Kirchen-Disco.« Suko war davon überzeugt. »Ich weiß es, John. Es steckt in dieser verdammten Disco, da gibt es keine andere Möglichkeit. Alles wird sich darauf konzentrieren. Die oft kitschigen Symbole sind die reine Makulatur. In Wirklichkeit steckt etwas ganz anderes dahinter.«

»Weißt du denn, was?«

Er lächelte bitter. »Im Notfall das Tier.«

»Ja«, wiederholte ich stöhnend. »Das Tier.« Ich räusperte mich. »Weißt du, daß mich dieser Begriff erschreckt hat?«

»Das sah ich dir an.«

»So und auch anders, Suko. Man hat ja viele Bezeichnungen für das Böse, für den Teufel, meinetwegen, und ich weiß auch, daß man ihn als das Tier bezeichnet hat. In alten Kulturen ist dieses Tier sogar konkretisiert worden. Es wurde eine Hyäne. Die Hyäne ist das Sinnbild für den Teufel oder das Böse gewesen.«

»Ich gebe dir recht.«

»Kannst du auch folgern?«

»Ich versuche es«, sagte Suko. »Soll ich dabei so weit gehen, daß die jungen Besucher der Disco alle Diener des Tiers sind und dabei so etwas wie eine Teufelssekte bilden?«

»Das hoffe ich nicht.«

»Aber du schließt es auch nicht aus.«

»Nein.«

»Dann bekommen wir Arbeit.«

Da hatte Suko nicht gelogen. Ich merkte das leichte Brennen auf meinem Rücken. Dieses Tier war für mich das Böse, das Grausame, es mochte auch der Satan sein. Wenn ich mir vorstellte, daß es Asmodis gelungen war, die jungen Leute in seinen Bann zu ziehen, verklumpte sich mein Magen.

Wiederum paßte es nicht zu diesem Religionsrausch und dieser Pseudo-Frömmigkeit, die überhand genommen hatte. In einer Umgebung, in der Choräle gesungen wurden und man christliche Symbolik hochstilisierte, hatte ein Wesen wie das Tier nichts zu suchen.

Etwas paßte da nicht zusammen, und auch Suko war schließlich meiner Meinung. Er hatte ebenso gegrübelt wie ich.

»John, wir kommen nicht daran vorbei, dieser Disco einen Besuch abzustatten.«

»Das steht fest. Heute abend werden wir uns da mal umschauen und vielleicht auch den Gabentisch des Grauens entdecken.«

»Klar. Das ist wieder so eine Diskrepanz. Den Begriff Gabentisch kann ich einordnen, aber warum dann dieses schaurige Attribut?«

»Keine Ahnung.«

»Und davon viel, wie?« fragte Suko grinsend.

»Im Moment schon.«

Dieser neue Fall würde uns noch einiges an Ärger bereiten, das stand für mich fest. Nur kam ich nicht mehr dazu, mich damit zu beschäftigen, denn unser Telefon tutete.

Ich war schneller als Suko und hob ab.

»John - bist du es?« Sheilas Stimme klirrte. Ich hörte die Angst daraus hervor, schaltete den Lautsprecher ein, und ihre Stimme hallte jetzt durch unser Büro.

»Ja, aber was ist…?«

Sie ließ mich nicht ausreden. »Sie haben Johnny. Sie haben ihn entführt. Sie riefen mich an. Eine kratzige, kaum verständliche Stimme erklärte, daß sie ihn sich geholt haben, um ihn zu opfern. Der Gabentisch des Grauens, John…«

Sheila konnte nicht mehr sprechen. Sie weinte plötzlich, und ich saß vor meinem Schreibtisch wie ein Denkmal…

***

Johnny wußte nicht, wo er war. Er wußte überhaupt nichts mehr, denn der Sturz in die Bewußtlosigkeit hatte ihm alles geraubt, was mit seinem normalen Dasein zusammenhing.

Nur sehr langsam erwachte er aus der Schwärze. Er stieg den wahnsinnig tiefen Schacht in die Höhe. Er schwamm durch das Dunkel immer weiter nach oben, er kletterte sich förmlich frei, und er hörte sich selbst stöhnen und atmen.

Er merkte, wie es in seinem Gesicht zuckte. Die Haut bewegte sich dort an gewissen Stellen, auch seine Mundwinkel blieben nicht ruhig. Johnny hatte sich nicht unter Kontrolle, aber das Zittern verteilte sich nicht auf den gesamten Körper.

Er lag auf dem Boden.

Eine sehr harte Unterlage drückte gegen seinen Rücken, und er stellte auch fest, daß in seiner Umgebung nicht ein Funken Licht die Finsternis durchdrang.

Die Dunkelheit war wie ein Schwamm und konnte einem Menschen Angst machen. Johnny schrie nicht. Er kam sich nur bald so vor, als hätte sich sein Zustand nicht verändert. Auch jetzt, wo ihn die Bewußtlosigkeit verlassen hatte und er denken konnte, war ihm nicht klar, in welcher Umgebung er sich befand.

Er lag, er konnte denken, und sein Körper sandte auch entsprechende Signale ab.

Es war der Schmerz, der sich in seinem Kopf festgesetzt hatte. Nicht mehr so grell und stichflammenartig, im Laufe der Zeit war er mehr zu einem dumpfen Druck geworden, den Johnny einfach akzeptieren mußte, obwohl er sich dagegen wehrte.

Er stöhnte.

Der Mund war trocken, die Erde kalt und feucht. Langsam nur spreizte er die Arme und fuhr mit seinen Handflächen über die Unterlage hinweg. Die Feuchtigkeit blieb, die Härte auch, und er stellte fest, daß es alter Steinboden war, auf dem er lag.

Man hatte ihn entführt, in irgendein Verlies geschafft, und man würde sich irgendwann mit ihm beschäftigen.

Das stand für Johnny fest. Eigentlich hätte er nach diesem Resümee in Panik verfallen müssen, was er aber nicht tat, denn Johnny war ein junger Mann mit »Vergangenheit«.

Er hatte zahlreiche, alptraumhafte Erlebnisse relativ gut überstanden. Mehr als einmal hatten ihn die Mächte der Finsternis umbringen wollen, da war er noch kleiner gewesen und hatte auch nicht begriffen, wie nahe er dem Tod war. Seine damals noch kindliche Psyche hatte diese verdrängen können. Nun aber beschäftigte er sich mehr mit der Wirklichkeit, und die sah für ihn nicht eben gut aus.

Er war gefangen!

Wer hatte ihn niedergeschlagen und gefangen? Johnny hatte von seinem Vater und auch seinem Onkel gelernt, daß es wichtig für einen Menschen war, wenn dieser analytisch dachte.

Das versuchte Johnny. Er drückte seine Furcht zurück, die sich in ihm festgekrallt hatte. Er war mit dem Rad gefahren, um sich Schreibblöcke zu kaufen. Er hatte sich nicht an die normalen Wege gehalten, sondern die Abkürzung genommen.

Da war es dann geschehen.

Im kleinen Park, wo die Bänke unter der Linde standen, war er vom Rad gerissen worden.

Wer hatte es getan und womit?

Johnny fand keine Lösung. Der harte Gegenstand hatte ihn erwischt, in die Bewußtlosigkeit gerissen, und erwacht war er hier an einem unbekannten tief dunklen Ort.

Er war gefangen. Man würde etwas mit ihm anfangen wollen, man würde ihn unter Umständen…

Er dachte nicht mehr weiter, denn seine Ohren waren noch in Ordnung, und die hatten etwas gehört.

Johnny konnte die Richtung nicht feststellen, wahrscheinlich schwebte es über ihm, und es war ein ferner, unheimlich klingender Gesang, der durch die Decke oder das Mauerwerk schwebte. Er war ihm fremd, denn diese Musik gehörte nicht in eine normale Disco. Sie war im Prinzip auch nicht für junge Leute gedacht, aber Johnny wußte auch, daß es Menschen in seinem Alter gab, die darauf abfuhren.

Er hatte sich etwas länger auf den Gesang konzentrieren müssen, um herauszufinden, daß es alte Choräle waren, die da gesungen wurden. Aber wo? Nicht weit von ihm entfernt, sonst hätte er sie nicht gehört. Aber Johnny wußte zugleich, daß er es so leicht nicht schaffen würde, die Quelle dieser Musik zu erreichen.

Er mußte sie aus seinem Kopf verdrängen und sich um die eigenen Probleme kümmern. Das würde ihm kaum gelingen, wenn er auf dem feuchten Boden liegenblieb und nichts tat. So sorgte Johnny dafür, daß er sich mit beiden Händen abstemmte und dann allmählich in die Höhe drückte, um eine sitzende Haltung einzunehmen.

Es klappte besser, als er es sich gedacht hatte. Er saß da, der Druck im Hinterkopf hatte nicht zugenommen, und Johnny tastete zum

erstenmal nach dieser Stelle, wo man ihn erwischt hatte.

Dort war die Haut leicht eingerissen, und er fühlte auch, wie sich eine Beule bildete.

Mehr war nicht geschehen. Das ließ sich leicht ertragen. Noch saß er und dachte nach.

In einer stickigen Dunkelheit wie dieser konnte ihm nur das Licht helfen. Johnny tastete die Taschen seiner Jeans ab. In der rechten hinteren steckte die flache Geldbörse, die brauchte er nicht. Auch nicht den kleinen Kamm und den Kugelschreiber in der anderen Gesäßtasche.

Vorn rechts in der Tasche befand sich das Taschentuch. In der linken ertastete Johnny sein schmales Taschenmesser und auch das Feuerzeug. Er ließ beides stecken und sorgte dafür, daß er normal auf die Beine kam. Mit wackligen Knien blieb er stehen. Obwohl er aufgepaßt hatte, konnte er dem Schwindel nicht entwischen. Er hielt ihn für einen Moment in seinen Klauen und ließ ihn schwanken.

Johnny saugte die Luft ein. Nun erst kam ihm der faulige und feuchte Schimmelgeruch zu Bewußtsein. Aber noch etwas anderes befand sich dazwischen. Auf seiner Zunge lag plötzlich ein bitterer Geschmack.

Johnny spie aus.

Der Geschmack blieb. Er konnte nichts daran ändern und nahm ihn hin. Nun holte er das schmale Feuerzeug hervor. Auch als Nichtraucher soll man es immer bei sich tragen, dachte er. Sein Daumen drehte das Rädchen, und eine Flamme entstand.

Kein Luftzug erwischte sie, deshalb brannte sie auch ruhig weiter. Erst als sich Johnny mit dem Feuerzeug in der Hand in Bewegung setzte und dabei einfach losging - eine bestimmte Richtung kannte er nicht -, geriet die Flamme in leichte Bewegungen. Sie tanzte.

Er hatte etwas gesehen.

Noch war er zu weit entfernt, um Einzelheiten ausmachen zu können. Für ihn war das Entdeckte nicht mehr als ein breites, tischhohes Hindernis inmitten seines Gefängnisses.

Johnny wartete. Er löschte die Flamme, da sie zu nahe an seinen Daumen herangekommen war.

Wieder stand er im Finstern.

Darüber nachdenken und überlegen, was dieses Hindernis im Verlies wohl hätte sein können.

Ein Tisch?

Ja, das war durchaus möglich. Es hatte tatsächlich ausgesehen wie ein Tisch.

In seinem Hirn sirrte etwas. Es war wie ein schrilles Geräusch, ein gellender Schrei, als wäre ein Nervenstrang zu einer Gitarrensaite geworden, an der jemand gezerrt hatte.

Johnny erinnerte sich an Martys Worte. Sein Freund hatte vom

Gabentisch des Grauens gesprochen oder so ähnlich, und dieser Umriß hatte einem Tisch geähnelt.

Für Johnny gab es keinen Zweifel, und gleichzeitig drängte sich die Neugierde noch höher. Er war eben ein Produkt seiner Eltern. Auch Bill, sein Vater, gehörte zu den neugierigen Menschen, sonst hätte er den Beruf des Reporters nicht ergreifen können.

Wieder trat das Feuerzeug in Aktion. Diesmal allerdings war Johnny zwei Schritte auf sein Ziel zugegangen. Als die Flamme brannte, sah er, daß sich dieser Weg gelohnt hatte.

Vor ihm stand der Gabentisch des Grauens. Johnny hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken, denn eine derartig makabre Performance hatte er noch nicht gesehen…

***

Zuerst dachte er, daß es einrotes Tuch war, das da auf dem Tisch lag, aber ein Tuch zog keine dicken Fäden, und von denen lösten sich auch keine Tropfen, die auf den Steinboden pitschten und dort verliefen.

Das war kein Tuch, das war Blut!

Johnny schloß für einen Moment die Augen. Er hoffte, daß es kein Menschenblut war, und er ging noch näher an den makabren Ort heran.

Ein altes Kreuz sah er auch. Es stand umgekehrt auf dieser Steinplatte, und hinter ihm breitete sich eine gelbliche Papierrolle aus, deren Ränder noch eingerollt waren. Johnny sah einen Totenschädel auf der Platte stehen und auch eine Schale, in die er einen Blick warf und feststellen mußte, daß sie leer war.

Aber nicht ganz, denn aus ihr stieg ein dünner Dampf, der träge durch die Lichtinsel des Feuers glitt.

Johnny drehte den Kopf nach rechts, weil ihm noch ein Gegenstand aufgefallen war, der neben dem Totenschädel stand. Es war ein dickes Buch, das mit dem Rücken nach oben wies.

Der junge Conolly kam mit dieser Anordnung nicht zurecht. Er wußte nicht, was sie im einzelnen bedeutete, aber er war erfahren genug, um herauszufinden oder sich vorstellen zu können, daß auf diesem schrecklichen Gabentisch eine Beschwörung stattgefunden hatte oder ein ähnliches magisches Ritual.

Die Musik war noch immer zu hören. Nur gedämpft erreichte sie ihn, doch Johnny konnte nicht sagen, daß er sich an diese Klänge gewöhnt hatte.

Immer wieder störten sie seine Gedanken und Betrachtungen. Wieder löschte er die Flamme.

Diesmal stand er nicht mehr so ruhig in der Dunkelheit. Er hatte mittlerweile einfach zu viel gesehen, und die Erinnerung an dieses schreckliche Bild war ihm auf den Magen geschlagen.

Wo bin ich hier hineingeraten? fragte er sich. Es dauerte eine Weile, bis er es geschafft hatte, die Furcht zu unterdrücken. Er dachte wieder normal und beschäftigte sich dabei mit bestimmten Dingen. Johnny sagte sich, daß es einen Weg geben mußte, um dieses Verlies zu betreten. Man fiel nicht vom Himmel und war da. Es mußte eine Tür oder Treppe vorhanden sein, und deshalb ließ er den Altar oder Gabentisch auch außer acht und machte sich auf die Suche.

Er entfernte sich von dem schaurigen Ziel, folgte der Flamme des Feuerzeugs, die jetzt ein tanzendes Muster in die Finsternis hineinschrieb, so daß sich Licht und Schatten zuckend vor ihm bewegten und schon bald ein Ziel trafen.

Es war eine alte Steinwand, an der die Feuchtigkeit festklebte. Damit hatte Johnny gerechnet, er war nicht überrascht, ging deshalb auf die Wand zu, um dicht an ihr zu bleiben. Er wollte ihrem Verlauf folgen und würde sicherlich auf eine Tür stoßen.

Er fror auch.

Die Kühle hier glich im Vergleich zu der Wärme draußen der aus einem Kühlschrank. Hinzu kam die Feuchte, und wenn Johnny über seine Kleidung strich, fühlte sie sich klamm an.

Er fand die Tür.

Sie bestand aus dicken Bohlen. Er bückte sich, sah das Schloß mit der Klinke und schüttelte schon jetzt den Kopf. Es würde ihm nicht gelingen, die Tür aufzubrechen. Als er die Klinke nach unten drückte, lauschte er dem dabei entstehenden knarrenden Geräusch, und er konnte hören, wie der Rost rieselte.

Nicht um einen Millimeter ließ sich die verfluchte Tür bewegen. Sie schien regelrecht festgeleimt zu sein.

Keine Chance zur Flucht!

Obwohl Johnny damit gerechnet hatte, war er doch enttäuscht. Dieses Gefühl drückte in ihm. Er würde warten müssen, bis jemand kam und ihn aus seiner Einsamkeit erlöste.

Einsamkeit?

Sekunden später zweifelte Johnny daran, denn urplötzlich hatte er ein Geräusch gehört.

Er konnte es nicht einordnen. Er wußte nicht mal, ob es menschlich war oder nicht.

Es war jedenfalls schrecklich. Und es war dort aufgeklungen, wo der Gabentisch des Grauens stand.

Johnny fror stärker…

***

Susan Stone hatte sich umgezogen. Sie trug jetzt eine dünne, schwarze Sommerhose aus einem seidigen Material, darüber ein weißes Top, unter dem ihre Brüste beim Laufen schaukelten. Etwas

außer Atem blieb sie vor Bill und ihrem Sohn stehen.
»Da bist du ja, Marty.«
»Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich ihn zurückbringen werde, Susan.«
Sie kümmerte sich nicht um Bill und fragte mehrmals hintereinander, ob ihr Sohn auch in Ordnung wäre.
»Ich bin okay.«
»Das ist gut, dann können wir ins Haus.«
Sie wollte Marty an die Hand nehmen, der aber drehte sich weg. »Ich kann schon alleine gehen, danke«, sagte er und ließ die beiden stehen.
Susan hob die Schultern. »So sind die jungen Leute eben. Wenn sie ein bestimmtes Alter erreicht haben, wollen sie mit ihren Eltern nichts mehr zu tun haben. Aber was ist mit Ihnen, Bill? Wollen Sie nicht noch auf einen Drink mit ins Haus kommen?«
»Ja, das wäre nicht schlecht.«
»Wunderbar, ich freue mich.« Susan hakte sich bei dem Reporter ein wie eine gute Freundin, aber Bill blieb auf der Hut. Auf keinen Fall wollte er sich umgarnen lassen.
Bill hatte seinen Porsche an der Straße abgestellt. Sie gingen durch die Stille in ein ebenfalls stilles Haus, wo Susan ihren Besucher bat, sich doch zu setzen.
Bill ließ sich im Wohnraum nieder, der ihm auch jetzt nicht gemütlicher vorkam, als beim ersten Anblick. Er mochte diesen kalten Marmor nicht und schüttelte sich.
»Nehmen Sie einen Wodka Limone?«
»Nein, nichts Alkoholisches.«
»Okay. Bitter Lemmon?«
»Ja.«
Susan mixte ihre Wodka Limone und ließ auch Eiswürfel klingeln. Dann nahm sie Bill gegenüber Platz, schlug die Beine übereinander, trank und lächelte so gewinnend wie möglich. »Da haben Sie sicherlich eingesehen, daß Marty harmlos ist und man seine Worte oder Taten, die Ihnen ja von Ihrem Sohn übermittelt wurden, nicht ernst nehmen dürfen.«
Bill stellte sein Glas ab.
»Wenn ich ehrlich sein soll, Susan, kann ich Ihre Botschaft nicht so genau nachvollziehen.«
»Ach - nicht? Wieso?«
»Ihr Sohn hat ein Problem.«
Susan Stone lächelte noch immer. Es kam Bill nun allerdings lauernder vor.
»Das ist neu für mich.«
»Das kann ich mir denken.«
»Wollen Sie es mir nicht mitteilen?«

»Keine Sorge, Susan, ich bin dabei. Können Sie mit dem Begriff Tier etwas anfangen?«

Sie sagte nichts, schaute Bill an, schüttelte den Kopf und meinte dann: »Sagen Sie mal, Bill, wollen Sie mich auf den Arm nehmen? Natürlich kenne ich Tiere, es gibt sie ebenso wie Menschen, aber Ihre Frage begreife ich nicht und kann mir auch nicht vorstellen, daß sie etwas mit meinem Sohn zu tun hat.«

»Es ist auch schwer vorstellbar«, gab Bill zu. »Indirekt hat sie damit zu tun.«

»Wieso denn?«

»Marty sprach von einem Tier.«

Susan mußte lachen. Sie klatschte dabei in die Hände. Bill fand diese Reaktion übertrieben. »Das darf doch nicht wahr sein, Marty sprach von einem Tier. Von einer Fliege, einer Maus, oder was haben Sie damit gemeint?«

»Er hat es nicht spezifiziert. Er sprach einfach von einem Tier allgemein, und er hat dabei eine verflucht große Angst gespürt, das muß ich Ihnen auch sagen.«

»Quatsch!«

»Glauben Sie mir, es ist so gewesen. Marty hat vor dem Tier Angst. Er redete mit einer Stimme, die an seine kaum noch erinnerte. Er brach zusammen, als der Damm einstürzte.«

»Pardon, welcher Damm?« Susan hatte ihr Kinn vorgereckt und starrte Bill an.

»Der innerliche Damm, der ihn bisher zusammengehalten hatte. Und er brach deshalb«, redete Bill rasch weiter, »weil er etwas sah, dessen Anblick ihn zusätzlich verstörte.«

»Was ist das denn gewesen?«

»Ein Kreuz, Susan.«

»Bitte?« Sie winkte ab. »Sie wollen mir doch nicht weismachen, daß mein Sohn beim Anblick eines Kreuzes durchgedreht ist? Schauen Sie sich doch an, was vor seinem Hals baumelt und was er um seine Hüfte geschlungen hat. Das ist ein Riesenkreuz. Er besitzt Ketten, die allesamt religiöse und christliche Motive zeigen. Er lebt damit. Und da kommen Sie her und wollen mir weismachen, daß er sich vor einem Kreuz fürchtet? Sie kennen Marty nicht. Er ist sehr religiös geworden. Fragen Sie ihn mal, wo er seine Abende verbringt. Wenn Sie die Antwort erhalten haben, werden Sie sich selbst sagen, daß Ihre Vorstellungen völlig absurd sind.«

»Es war auch kein normales Kreuz.«

Das Kinn blieb weiterhin vorgereckt. »Aha.«

»Ein geweihtes Silberkreuz mit sehr starken, positiven Kräften. Davor fürchtete er sich. Dieser Anblick sorgte bei ihm für einen, wie ich schon sagte, Dammbruch.«

Susan Stone überlegte einen Moment. Dann fragte sie: »Was tat er denn? Wie hat er sich verhalten?«

»Er brach zusammen.«

»Einfach so?«

»Ja.«

»Und Sie? Was taten Sie? Haben Sie einen Arzt geholt, der Marty behandelte?«

»Nein, das habe ich nicht, denn er wurde schnell wieder okay. Aber sein Zusammenbruch ist eine Tatsache, Susan, an der wir beide nicht vorbeikommen. Ich sprach vorhin von den besonderen Kräften des Kreuzes. Es gibt sie, das ist keine Lüge meinerseits, aber sie reagieren nur auf Personen, die diesen nicht gerade positiv gegenüberstehen. Es kann zu einer gefährlichen Sache werden.«

»Das ist es schon.«

»Danke, daß Sie es einsehen.«

»Nein, nein, nein!« Sie schüttelte heftig den Kopf. »So haben wir nicht gewettet. Erst seit Marty die Zeit mit Ihnen zusammen war, reagiert er so. Sie haben mit diesem ganzen Quatsch angefangen. Sie haben ihn verrückt gemacht. Sie haben davon berichtet, daß er Ihren Sohn töten wollte, was doch alles blanker Unsinn ist. Tut mir noch immer sehr leid, Bill. Ich kann Ihnen kein Wort glauben.«

»Ich habe das Gegenteil erlebt.«

Sie trommelte mit den Fingerspitzen auf die Tischplatte und trank einen kräftigen Schluck. »Unsere Nachbarschaft in allen Ehren, Bill, aber ich möchte doch, daß Sie sich von meinem Sohn und damit auch von uns fernhalten. Ich weiß, daß Sie eine Spürnase für unerklärliche Phänomene besitzen. Das ist okay, solange Sie uns damit in Ruhe und Frieden leben lassen. Was Sie als Fakten bringen, das sind für mich Einbildungen. Seien Sie froh, daß sich mein Mann auf einer Dienstreise befindet, er hätte Sie bestimmt verklagt.«

»Ich hätte ihn nicht daran hindern können, Susan. Doch Sie können mich ebensowenig daran hindern, das zu glauben, was ich gesehen habe. Hier läuft etwas ab, das mir überhaupt nicht gefällt. Noch befinde ich mich an der Oberfläche, aber ich sage Ihnen gleich, daß ich auch tauchen werde, um das Gewässer zu erhellen.«

Susan schaute ihn kühl an. »Geben Sie dabei acht, Bill, daß Sie nicht ertrinken. Es wäre schade um Sie.«

»Keine Sorge, ich bin es gewohnt, auf mich aufzupassen.«

Auf dem Tisch lag ein Handy. Dieses schmale tragbare Telefon meldete sich »Pardon«, sagte die Frau und hob es an. Sie lauschte, und Bill konnte hören, daß Susan von einer Frau angerufen wurde.

»Ja«, sagte sie, »Ihr Mann ist hier.«

Sheila? dachte Bill. Er nahm das Gerät entgegen, das ihm Susan über den Tisch hinwegreichte.

»Was ist, Sheila?«
Er hörte ihr Weinen und gleichzeitig auch die Wut in ihrer Stimme. »Bill, sie haben Johnny entführt.«
Der Reporter erbleichte. »Wer?«
»Ich weiß es nicht. Es ist aber geschehen, denn ich bin angerufen worden. Eine neutral klingende Stimme erklärte mir, was mit Johnny passiert sei.«
Wie früher, dachte Bill, wie früher. Johnny war schon mal entführt worden, aber da hatte es noch eine Wölfin namens Nadine gegeben, die ihm zur Seite gestanden hatte.
Jetzt war sie nicht mehr da.
»Bill, hörst du noch?«
»Ja, Sheila.«
»Ich habe John schon informiert. Tu mir einen Gefallen und komme so schnell wie möglich rüber.«
»Ich bin gleich bei dir.« Bill legte den Apparat weg und schaute für eine Weile ins Leere.
»Schlechte Nachrichten?« hörte er Susan fragen. »Ihre Frau klang ziemlich aufgeregt.«
»In der Tat«, murmelte Bill, »schlechte Nachrichten.«
»Das tut mir leid.«
Bill schaute sie an. Er sah das glatte Gesicht der Frau, das Funkeln in den dunklen Augen, und er wußte plötzlich, daß sie gelogen hatte und es ihr nicht leid tat. Er ging sogar einen Schritt weiter und hatte das Gefühl, daß sie hinter allem steckte.
Er stand auf.
Auch Susan Stone erhob sich und lächelte. »Machen Sie sich keine Sorgen, Bill. Auf schlechte Nachrichten folgen immer wieder gute.«
»Meinen Sie?«
»Ich kenne mich aus.« Kühl lächelte sie Bill an, der zu gern gewußt hätte, was diese Person dachte.
Es war schade, daß er nicht länger bleiben konnte. Zum Abschied sagte er: »Ich denke, wir sehen uns noch.«
»Ja, das würde mich freuen.«
Bill verließ mit eiligen Schritten das Haus.

***

Johnny Conolly wartete darauf, daß dieses kalte Gefühl bei ihm verschwand, aber es wollte nicht weichen. Es blieb an seinem Körper kleben wie Leim, denn dieses Geräusch hatte er sich nicht eingebildet, auch wenn es jetzt verschwunden war und sich Johnny wieder auf die Musik konzentrierte. Es war diesmal nur Musik, kein Gesang. Der dumpfe und auch irgendwie drohende Klang einer Orgel erreichte ihn.
Johnny mußte sich anstrengen, um seine Gedanken bei sich zu

halten. Es war alles ziemlich kompliziert geworden und gleichzeitig doch einfach. Er machte sich nichts vor. Er wußte ja, was bei seinen Kameraden auf der Schule in war. Viele liefen in die neuen Kirchen-Discos und verloren sich dort in wilder Ekstase. In einem pseudoreligiösen Wahn, der sie in einen Zustand versetzte, für den Johnny kein Verständnis aufbrachte. Er wunderte sich auch nicht darüber, daß diese Welle von den Staaten her nach Europa rübergeschwappt war.

Johnny hatte sich nichts daraus gemacht, aber sich informiert und war zu dem Entschluß gelangt, daß die Besucher der Kirchen-Discos harmlose Zeitgenossen waren, die wieder eine Marktlücke entdeckt hatten. Sie waren keine Grufties und keine jungen Menschen, die ihrer Todessehnsucht nachkamen, sie hingen irgendwo dazwischen.

Mit dem Satan oder dem Bösen hatten sie nichts am Hut. Sie akzeptierten ihn als Gegenpol, aber sie dienten ihm nicht in seinem Sinne.

Bis jetzt hatte Johnny daran geglaubt.

Nun war alles anders geworden.

Allein der Anblick dieses makabren Gabentischs hatte ihn verstört. Hinzu war das Geräusch gekommen. So anders, so schrecklich und eigentlich nicht identifizierbar. Johnny war der Meinung, daß es von keinem Menschen stammte.

Johnny stand im Finstern und wartete. Wie ein Sehender starrte er in die Dunkelheit und war froh, als er seine erste Panik verkraftet hatte.

Etwas ganz Profanes schoß ihm durch den Kopf. Er hatte nicht mal nach der Uhrzeit geschaut. Das holte er nach. Im Schein der kleinen Flamme erkannte er, daß der Abend bereits angebrochen war.

Um diese Zeit füllte sich die Disco zumeist.

Dann bin ich doch länger bewußtlos gewesen, als ich dachte. Er bewegte seine Gedanken noch weiter, und seine Eltern fielen ihm ein. Sie würden sich Sorgen um ihn machen, sie würden anfangen, nach ihm zu suchen, und sie würden sicherlich auch die Disco nicht vergessen. Nur würden sie ihn dort nicht finden. Wenn er schrie, würden seine Schreie bei den lauten Gesängen ebenfalls nicht gehört werden.

Es sah nicht gut aus.

Was blieb an Hoffnung?

Die Eltern und natürlich sein Patenonkel John Sinclair. Er und auch Suko würden sicherlich alle Hebel in Bewegung setzen. Nur mußten sie ihn auch früh genug finden, denn Johnny konnte sich nicht vorstellen, daß er in diesem Verlies einfach nur gefangen blieb, ohne daß etwas passierte. Es ging weiter, so war das immer, und es passierte in diesem Augenblick, denn wieder hörte er das Geräusch.

Sehr, sehr dünn klang es.

Ein leises Schaben und Klatschen, als wäre eine Pfote dabei, in eine Flüssigkeit zu tappen.

Im Dunkeln verzog sich Johnnys Gesicht. Er spürte den Druck an seinen Mundwinkeln und auch den kalten Schauer im Nacken. In der rechten Hand hielt er noch immer sein Feuerzeug, aber er traute sich in diesem Augenblick nicht, es einzuschalten.

Das Geräusch wiederholte sich.

Kein Schmatzen, aber ein leises Klicken, als hätte jemand sein Maul aufgerissen und mit seiner Zunge diese Geräusche verursacht.

Johnny fror.

Das lag nicht an der Temperatur, sondern an der bedrückenden Angst. Dieses verfluchte Geräusch war schlimm. In der Dunkelheit kam es ihm noch lauter vor, und seine Richtung hatte sich ebenfalls nicht verändert. Nach wie vor war es dort aufgeklungen, wo auch der verdammte Gabentisch des Grauens stand.

In der dichten Finsternis schlich Johnny auf das Ziel zu. Nur keine lauten Tritte. Es gelang ihm wegen seiner Turnschuhe sehr gut, und die Sohlen schleiften nur leise über das Gestein hinweg.

Johnny konnte nicht sagen, wie weit er noch von diesem Altar des Schreckens entfernt war. Er hatte sich ausgerechnet, daß es höchstens noch zwei Schritte sein konnten.

Er blieb stehen.

Langsam und vorsichtig drückte er sich in die Hocke. Sein Kopf sollte ungefähr mit dem Rand der Altarplatte abschließen. Dann streckte er den rechten Arm vor und knipste das Feuerzeug an. Es sorgte für ein wenig Licht.

Wieder sah Johnny das Blut. Darum kümmerte er sich nicht. Er wollte sehen was sich unter der Altarplatte befand. Nicht mal zu atmen wagte der Junge, als er sich auf den Knien näher heranschob. Das Feuerzeug zitterte, die Flamme ebenfalls, aber sie brannte weiter.

Da war etwas!

Johnny konnte es nicht genau sehen. Lagen dort Kadaver? Der einer Katze und der eines Hundes?

Möglich ja.

Ausgeblutete Körper. Johnny wußte endlich, woher das Blut auf dem Altartisch stammte. Und er war froh, daß nicht das Blut eines Menschen vergossen worden war.

Der Augenblick der Euphorie dauerte nicht lange, denn Johnny mußte mit ansehen, daß nicht alles tot oder leblos war, was unter dem Altar seinen Platz gefunden hatte.

Dort bewegte sich etwas.

Der Junge fing an zu zittern. Er wollte weg, gleichzeitig aber spürte er den Drang zu bleiben und auch weiterhin zu einem Zeugen zu werden. Zeuge für was?

Er hielt den Atem an.
Johnny spürte den Eishauch in seinem Inneren. Was er da zu Gesicht bekam, war unglaublich, und er mußte zugeben, so etwas noch niemals zuvor gesehen zu haben.
War es ein Mensch…?
Ein leiser Schrei löste sich aus seinem Mund. Nicht wegen des Anblicks. Schuld daran war die Flamme gewesen, die über seine Daumenkuppe gestrichen war.
Das Licht verlosch.
Dunkelheit umgab Johnny Conolly.
Und zugleich etwas unerklärlich Grauenhaftes…

***

Johnnys Fahrrad war gefunden worden. Die durch mich alarmierten Kollegen hatten uns Bescheid gegeben.
Der Anruf hatte uns in Bills Haus erreicht, zu dem Suko und ich gefahren waren. Vom Auto aus hatte ich noch reit Sheila telefonisch gesprochen und in Erfahrung gebracht, wohin Johnny eigentlich gewollt hatte.
Seine Mutter kannte ebenfalls die beiden Wege. Sie waren dann von den uniformierten Kollegen kontrolliert worden, und auf der Abkürzung hatten sie Glück gehabt.
Wir waren zugleich mit den Männern der Spurensicherung eingetroffen. Ich hatte sie vom Yard kommen lassen, so brauchte ich erst keine Kompetenzen zurechtzurücken.
Die Kollegen wollten sich das Rad vornehmen und es schon auf diesem Parkgelände einer ersten Untersuchung unterziehen.
Wir hielten uns zurück. Suko und ich standen zusammen, die Conollys ebenfalls. Bill hatte seinen Arm um Sheilas Schultern gelegt, die den Eindruck einer unter Spannung stehenden Frau machte.
Zwar hingen ihre Arme starr an der Seite herab, doch sie sah aus, als wollte sie die Hände jeden Augenblick vor das Gesicht schlagen, um den Männern nicht zuschauen zu müssen.
»Sie haben ihn also«, sagte Suko.
»Ja, aber wer hat ihn?«
»Gute Frage, John, ich weiß keine Antwort.«
Das Rad wurde in eine große Plane gepackt. Der Chef der Spurensicherung kam zu uns. Er kaute Gummi und schwitzte auf seinem fast haarlosen Schädel.
»Wie sieht es aus?«
»Nicht gut, John.«
»Was heißt das?«
Vor der Antwort mußte er husten. »Wir haben Prints entdeckt, aber sie alle stammen vom Besitzer. Wir werden uns das Rad später noch

einmal vornehmen. Im Labor werden wir weitere Spuren finden, da bin ich mir sicher.« Er deutete in die Umgebung. »Die ist auch abgesucht worden, aber eine Leiche konnte nicht entdeckt werden.«
»Ich hoffe, daß es auch so bleibt.«
»Ja, natürlich.«
»Wie sieht es denn mit Fußspuren aus?« fragte ich.
»Schlecht, John, sehr schlecht. Es sind welche da, aber man kann sie nicht als Spuren bezeichnen. Schauen Sie sich um. Sie brauchen doch nur zu sehen, was hier wächst. Gras, nichts als Gras, da werden Sie keinen Abdruck zu sehen bekommen.«
»Leider.«
»Kennen Sie denn das Motiv der Entführung?«
»Noch nicht.«
»Erpressung kommt bei Ihnen wohl kaum in Frage, wenn ich mir Ihren Job vorstelle.« Er kam zum Schluß. »Wie gesagt, wir werden das Rad noch genauer unter die Lupe nehmen, dann kriegen Sie Bescheid.«
»Danke.«
Der Kollege verschwand. Das Corpus delicti war bereits in den Wagen geladen worden, und mir kam die Umgebung des Tatorts plötzlich so leer vor. Das Rad war weg und damit auch die letzte Verbindung zu meinem Patenkind Johnny.
Es ging mir gegen den Strich, und ich spürte die kalte Wut in mir hochsteigen.
Sheila und Bill hatten ihren Platz nicht gewechselt. Als wir zu ihnen kamen, schaute nur Bill hoch.
Er sah mein Kopfschütteln und fragte trotzdem: »Keine Spuren?«
»Nein. Nur Johnnys Abdrücke.«
»Das dachte ich mir«, flüsterte er sich selbst zu. »Diese Bande ist raffiniert.«
»Woher weißt du, daß es eine Bande ist?« fragte Suko.
»Zumindest Marty kann es nicht gewesen sein. Er befand sich in meiner Obhut. Ich hatte ihn unter Kontrolle zu dieser Zeit, als es passierte. Demnach muß er Helfer gehabt haben.«
Suko nickte. »Kannst du dir vorstellen, wer es gewesen ist?«
»Eigentlich nicht.«
»Aber ich«, sagte Sheila.
»Wieso?« Suko und ich hatten die Frage zugleich gestellt.
Sheila hatte die Hände noch immer geballt. »Marty macht doch so etwas nicht allein. Er muß Helfer gehabt haben, und ich könnte mir vorstellen, daß diese sogar in der eigenen Familie vorhanden sind.«
»Damit sprichst du seine Eltern an.«
»Ja, John, bewußt. Susan und Orson Stone.«
»Moment«, sagte Bill. »Sein Vater ist auf einer Dienstreise, das hat

mir Susan mehrmals zu verstehen gegeben.«
»Sagen kann man viel, Bill. Hast du es kontrolliert?«
»Natürlich nicht.«
»Eben.«
»Sheila«, sagte ich, »wie kommst du darauf, den Eltern nicht zu trauen und sie in ein derartig schlechtes Licht zu stellen? Kennst du die Stones näher? Hast du schon immer einen Verdacht gegen sie gehegt? Oder wie muß ich das sehen?«
»Keinen Verdacht«, erwiderte sie leise. »Bill hat mir erzählt, wie sie reagierte und ihn behandelt hat. Für mich verhält sich eine normale Frau nicht so wie diese Susan Stone. Vielleicht bin ich auch voreingenommen, Sie ist mir nie sehr sympathisch gewesen, wenn wir uns mal auf Gartenfesten der Nachbarschaft trafen. Ich sehe nur keine andere Möglichkeit, wer noch als Helfer in Frage käme.«
»Nicht die Kollegen aus der Schule?« fragte Suko.
Bill verengte die Augen. »Wie kommst du darauf? Glaubst du denn, daß sie alle mit Marty unter einer Decke stecken und dabei eine Bande bilden, zu der nur Johnny nicht gehört?«
»Man muß alle Möglichkeiten durchgehen.«
Ich gab dem Inspektor recht, warnte ihn zugleich vor der Arbeit, die auf uns zukam. »Denk nur daran, daß wir jeden einzelnen verhören müssen, dazu haben wir keine Zeit, deshalb müssen wir bei den unkonventionellen Methoden bleiben.«
»Und das sind welche«, fragte Bill.
»Das Limelight, die Kirchen-Disco.«
Sheila protestierte sofort. »Da war Johnny nie. Das hätte ich gewußt, das hätte er mir gesagt. Ich will dir nichts, John, aber das ist der falsche Weg.«
»Meinst du das auch, Bill?«
»Nein.«
Sheila war überrascht. »Du glaubst, daß Johnny dort gewesen ist oder daß wir ihn da finden?«
»Sheila«, sagte der Reporter, »ich kann dir nicht sagen, was ich glauben soll oder nicht. Ich weiß aber, daß diese Disco zumindest eine Spur ist. Das wirst auch du nicht abstreiten können, denke ich mal.«
»Da hast du recht.«
»Eben.«
Ich schaute auf die Uhr. »Wann läuft der Betrieb dort an?«
»Erst gegen Abend«, sagte Bill.
»Wir haben also noch Zeit.«
»Wie willst du sie nutzen?«
Ich lächelte den Reporter an. »Würde es etwas bringen, mit dieser Susan Stone zu reden?«
»Keine Ahnung. Sie wird im Haus sein. Ihr Sohn ebenfalls.«

»Sehr gut«, sagte ich. »Dann kann sie selbst sehen, wie der gute Marty auf den Anblick des Kreuzes reagiert.«

Bill staunte mich an. »Das ist gut, John, das ist hervorragend, denn das Tier habe ich nicht vergessen.«

»Ich auch nicht.«

Bevor wir gehen konnten, hielt uns Suko noch mit einer Frage auf. »Wißt ihr eigentlich, wem diese Kirchen-Disco gehört?«

»Nein«, sagte ich.

Bill schüttelte den Kopf, und auch Sheila wußte nicht Bescheid. »Warum fragst du denn?« wollte sie wissen.

»Ich könnte mir vorstellen, daß sich der Besitzer möglicherweise mit anderen Mächten verbunden und sich durch die Disco eine Basis geschaffen hat.«

»Einspruch«, sagte Bill.

»Warum?«

»Ganz einfach, Suko, weil in dieser Disco, mag es pseudoreligiös sein oder nicht, die Besucher sich mit Symbolen behängen, die nicht eben auf eine schwarzmagische Seite hindeuten.«

»Da hat er recht«, sagte ich.

»Es bleibt also die Disco!« resümierte Bill.

»So ist es.«

Und uns blieb zunächst der Weg zu den Stones. Ich wollte ihn nicht mit dem Wagen fahren, auch Sheila ließ sich nicht abschütteln, sie war zu einer Löwin geworden, die um ihr Kind kämpfte.

Das Haus der Stones fiel wegen des ungewöhnlichen Dachs aus dem Rahmen. Bei einem Architekten als Eigentümer kein Wunder. Ich klingelte einmal, zweimal und auch noch ein drittes Mal, doch es öffnete niemand, keine Stimme drang durch die Rillen der Sprechanlage, und Bill hatte seine Stirn in nachdenkliche Falten gelegt.

»Das gefällt mir nicht«, sagte er.

»Mutter und Sohn haben die Flucht ergriffen!« kommentierte Sheila drastischer.

»Dann weiß sie mehr«, murmelte Bill.

»Klar weiß Susan etwas«, sagte Sheila. »Die steckt mit ihrem Sohn unter einer Decke, und sicherlich ist auch Orson, der Vater, noch mit von der Partie.«

Das war für mich nicht bewiesen, als seltsam sah ich das Verschwinden der beiden trotzdem an.

»Es gibt keinen Grund für uns, um in das Haus einzubrechen«, sagte Suko. »Also können wir uns um die eigentliche Aufgabe kümmern, die Kirchen-Disco.«

»Aber ich bin dabei«, sagte Sheila.

Bill und Suko schwiegen. Nur ich machte mich mal wieder unbeliebt,

als ich fragte: »Muß das sein?«
Sie trat dicht an mich heran. »Ja, John Sinclair, das muß sein. Vergiß nicht, daß ich die Mutter bin und auch schon einiges hinter mich gebracht habe. Ich war immer dagegen, daß Bill und ich uns einmischten, in diesem Fall aber muß ich einfach mit an der Spitze sein. Ob es dir paßt oder nicht.«
»Ich habe nichts dagegen.«
»Dann ist ja alles klar«, sagte Sheila.
Ich war zwar anderer Meinung, die aber behielt ich lieber für mich, denn ich wollte kein Öl ins Feuer gießen…

***

»Hi, Marty, auch hier?«
Der Junge blieb verwirrt stehen, als er angesprochen wurde. Er drehte sich um und sah Julie Jenkins in der Nähe stehen. Sie ging mit ihm auf dieselbe Schule, aber er hatte sie zunächst nur an der Stimme erkannt, zu stark verändert war ihr Outfit. An ihm hätte eine Novizin, eine junge Nonne, ihre Freude gehabt. Gerade der Nonnenlook war bei den weiblichen Gästen der Kirchen-Disco in und wahnsinnig cool, während die männlichen Gäste weniger als Brüder oder Äbte durch die Räume liefen, sondern relativ normal gekleidet waren, wenn auch mit religiösen Aufdrucken an T-Shirts und Jacken.
Julie trug ein violettes Kleid oder Gewand aus fließendem Samt. An den Seiten allerdings war es sehr hoch geschlitzt, bis hin zu den Schenkeln, deren helle Haut von keinem Nylon bedeckt war.
Das Kleid zeigte gleichzeitig einen tiefen Ausschnitt, der Teile der Schultern freiließ. Nur an den jeweiligen Enden wurden sie durch den Stoff bedeckt. Als Schmuck trug die Schülerin, die schon zwanzig war, einen Rosenkranz um den Hals. Sie war älter als Marty und hatte einen sehr fraulichen Körper.
»Ach, Julie, auch hier?«
»Wie du siehst.«
»Zum erstenmal, wie?«
»Hier im Limelight schon.«
»Warst du woanders?«
»Klar.«
»Und wo?«
Sie hob die Schultern. »Eigentlich bin ich so durch die Szene gepilgert. Habe mal hier und mal da einen Blick hineingeworfen.«
»Und bist hier hängengeblieben.«
»Das weiß ich noch nicht.«
Er fragte: »Wie gefällt es dir denn?«
»Das ist schwer zu sagen.« Julie fuhr durch ihr dunkles Haar und spielte mit den Perlen des Rosenkranzes, den sie um ihren Hals

gehängt hatte. »Ich war noch nicht drin, weißt du?« Ihre violett geschminkten Lippen - sie stachen von dem ziemlich bleichen Gesicht ab - verzogen sich zu einem breiten Lächeln. »Die Musik ist wie überall.«

»Orgelklänge. Zumindest hier im Vorraum. Später werden dann die CD's mit den Chorälen aufgelegt.« Er grinste. »Ich muß dir ehrlich sagen, daß du stark aussiehst. Wie eine Nightlife-Nonne.«

»So sollte es auch sein.«

Beide gehörten zu den ersten Gästen. Sie befanden sich noch im Vorraum, wo es auch eine kleine Garderobe gab und einige durch Vorhänge verdeckte Kabinen, denn manche Gäste schlüpften erst hier in ihr neues Outfit. Wände im eigentlichen Sinn gab es nicht. Zumindest waren sie nicht zu sehen, denn die dunklen und zur Decke hin geschwungenen Vorhänge verdeckten sie und ließen nur Platz für die zahlreichen Spiegel, in denen sich der Besucher betrachten konnten.

Es war keine Hektik zu spüren. Alles lief normal ab. Die Gäste kannten sich, sie kamen, sie begrüßten sich formell, aber nicht laut. Mal nur ein Kopfnicken, dann ein geflüstertes Wort, so daß ein Außenstehender den Eindruck haben konnte, daß man schon im Vorraum der Disco in Andacht verfiel.

Martys Kleidung fiel nicht auf. Er hatte sich für dunkle Töne entschieden. Auf dem T-Shirt war allerdings ein Kreuz abgedruckt. Es sah ziemlich klobig aus. Die breiten Balken waren auch nötig, um das Signet eines italienischen Modeschöpfers aufnehmen zu können.

»Du bist aber hier nicht neu, oder?«

»Stimmt.«

Julie hakte sich bei Marty ein. »Dann kannst du mich ja mal einführen in die Szene.«

»Weiß ich nicht…«

»Wieso nicht?«

»Na ja, so eine direkte Szene gibt es hier nicht, das muß ich dir ehrlich sagen. Jeder kann kommen und tun und lassen, was er will. Das ist eben das Gute. Man kennt sich, man trinkt zusammen, man meditiert, man verschwindet mal in den Beichtstühlen, die ebenfalls aufgestellt sind, na ja, es wird eben nie sehr laut.«

»Paßt mir gut.«

Es paßte Marty zwar nicht, aber er wußte, daß er diese Person zunächst einmal nicht loswerden konnte. Deshalb ergab er sich in sein Schicksal. »Dann laß uns mal schauen, sonst sind die besten Plätze noch besetzt.«

»Hast du einen Stammsitz?«

»Nein.«

Es gab eine Tür, sie war einem Kirchenportal nachgeahmt. Zur einen

Hälfte stand sie offen.

Dahinter konnte ein Vorhang zugezogen werden, was allerdings nicht der Fall war. Auch ihn hatte man zur Seite geschoben, und dem Eintretenden öffnete sich die Disco.

Nein, eine Disco im eigentlichen Sinn war es nicht. Man ging durch die Tür und befand sich in einer besonderen Kirche. Steinboden, Bänke, die sich mit geschnitzten Stühlen abwechselten. Tische wie Altäre, einige Beichtstühle, die an den Wänden standen, und eine große Theke, hinter der »Meßdiener« und »Nonne« bedienten. Eine Tanzfläche war ebenfalls vorhanden, und wer Hunger hatte, konnte sich hinter eine spanische Wand setzen und dort in der Mikrowelle aufgewärmtes Fast Food in sich hineinstopfen. Die Gerichte waren mit speziellen Namen versehen worden, und das Ganze lief unter der blasphemischen Headline »Kirchen-Gastronomie«. Man trank Biere aus Klöstern, besonders die Starkbiere aus Bayern waren sehr beliebt, aber auch Liköre und Weine fanden einen guten Absatz. Harte Getränke nicht so sehr, am häufigsten wurde Bier bestellt.

Julie Jenkins war dicht hinter dem Eingang stehengeblieben, um die Disco auf sich wirken zu lassen. »Ist ja schon toll«, lobte sie. »Hätte ich nicht gedacht, daß sie mich so anmacht.«

»Es ist die beste«, sagte Marty.

»Und auch die größte.«

»Kann sein, ich kenne die anderen nicht.«

Gäste schoben sich an ihnen vorbei. Sie alle waren ungewöhnlich gekleidet, und manche Mädchen oder Frauen hatten den Nonnenlook auf ihre Weise abgeändert. Zur Haube trugen sie ein Minikleid und hatten auch auf Strapse nicht verzichtet. Einige wirkten auch wie das Abziehbild der Sängerin Madonna, die praktisch diese Szene aufgebaut hatte. Ihr Auftreten war die Initialzündung gewesen, und noch immer wurde sie imitiert, obwohl ihre große Zeit vorbei war.

»Ist echt klassisch«, sagte Julie.

»Finde ich auch.«

Sie tippte Marty an. »Ich lade dich ein. Wir trinken ein Bier oder auch was anderes.«

»Bier ist schon gut.«

»Wo?«

»Laß uns zur Theke gehen. Da sind die Sitze gepolstert, auf den Bänken ist es mir oft zu hart.«

Noch war es so leer, daß man sich die Plätze an der Theke aussuchen konnte. Sie schritten durch Licht und Schatten. Auf den Tischen verströmten Kerzen ihre Helligkeit und auch einen bestimmten Geruch, aber in die Decke eingelassen waren auch kleine Strahler, die ihre hellen Lanzen gegen den Bereich der Theke schickten, schließlich wollte die Bedienung das Geld nicht im Kerzenlicht zählen.

Sie nahmen Platz. Die Sitzflächen der Hocker waren mit dunklem Samt bezogen. Die Schlitze in Julies Kleid hatten sich durch die veränderte Sitzposition geweitet, und Marty gelang ein Blick auf kräftige, weiße Schenkel.

Julie sah es und lächelte. »Frömmigkeit und Sünde. Wie dicht liegen sie oft beieinander. Das war schon immer so und wird auch noch so bleiben, glaube ich.«

Marty widersprach nicht. Bedient wurden sie nicht von den beiden Mädchen, sondern von einem hellblonden Typ in einem weißroten Meßdienergewand.

»Salve«, sagte er zur Begrüßung. »Was wollt ihr trinken?«

»Bier.«

Der »Meßdiener« nickte Marty zu. »Welches?«

»Das Klosterbräu aus Andechs.«

»Habe ich in Flaschen.«

»Dann öffne zwei.«

Sie bekamen die Flaschen und auch die entsprechenden Krüge, in die sie das Bier laufen ließen. Es schimmerte braun, und Marty sprach davon, daß es sehr stark war.

»Es macht mir nichts.«

Sie tranken sich zu. Wenig später wischten beide den Schaum von ihren Lippen und Julie schlug die Beine übereinander, bevor sie sich umschaute. »Es gefällt mir hier. Das hat Atmosphäre.« Sie ließ ihre Blicke so gut wie möglich über die Wände gleiten und entdeckte auch die zahlreichen Bilder mit den Motiven aus dem Leben der Heiligen. Ob Mann, ob Frau, die Menschen trugen Gewänder, sie waren demütig, und sie hatten zumeist einen hellen Schein, der ihre Köpfe umgab.

Die Musik wechselte.

Choräle drangen aus den versteckt angebrachten Lautsprechern. Noch war die Anlage nicht voll aufgedreht, so daß der Gesang mehr einem Summen glich, aber die Gäste lauschten bereits entzückt diesen alten Melodien. Später würden sie danach tanzen. Noch war die Nacht jung. Die Seelenwanderung, wie die Besucher es nannten, stand erst gegen Mitternacht bevor. Da würde dann das besondere Feeling über sie herfallen, von dem auch Julie schon gehört hatte. Sie sprach Marty darauf an.

»Kannst du es mir erklären?«

»Schlecht. Entweder man hat es, oder man hat es nicht.«

»Wie fühlt man sich denn da?«

»Allein und trotzdem nicht allein.«

Julie hob die Augenbrauen und schob ihren Bierkrug hin und her. »Das verstehe ich nicht.«

»Ist auch schwer zu erklären. Du hast eben das Gefühl, eine andere

Person geworden zu sein. Dann erlebst du tatsächlich eine andere Wirklichkeit. Dich stört kein harter Techno-Sound. Die Dinge, mit denen du sonst umzugehen pflegst, verändern sich. Du merkst plötzlich, daß du ein Unterbewußtsein besitzt. Du nimmst alles viel deutlicher wahr und lernst dich im Schein der Kerzen richtig kennen. Wir sind ja keine Grufties, deshalb leuchten auf den Tischen keine Grablichter, sondern wunderbare Kerzen, und dein Outfit paßt dazu. Schau dich um. Die Szene hüllt sich in Mönchs- und Priesterkutten. Es ist einfach hip, in Jesus-Sandalen durch die Disco zu wandern. Ich habe hier schon Leute gesehen, die Kreuze auf ihren Schultern trugen.«

»Stark«, sagte Julie.

»Und ob.«

»Aber was ist mit der anderen Seite?«

»Wie meinst du?«

Sie trank erst einen Schluck. »Schmeckt gut, das Bier aus dem Kloster.« Dann kam sie zum Thema.

»Ich meine, es gibt doch immer Ying und Yang. Wo Licht ist, da fällt auch der Schatten hin. Wo das Gute ist, lauert auch das Böse.«

»Ich verstehe.«

»Dann sag es.«

»Einmal Gott, dann der Satan.«

»Ja, genau.«

Marty lächelte. »Das Böse hat keine Chance hier oben. Nein, das kommt nicht durch. Nicht hier oben.« Er betonte den letzten Satz besonders, was Julie aber nicht weiter auffiel. Sie fand es nur schade, daß dies so eingeteilt war.

»Warum denkst du so?«

»Kann ich dir auch nicht sagen. Wäre die andere Seite hier, gäbe es noch einen stärkeren Kick.«

Marty beugte sich ihr entgegen. »Wer sagt denn, daß das andere nicht hier ist?«

»Das hätte ich gesehen.«

»Glaube ich nicht«, flüsterte Marty. »Du mußt davon ausgehen, daß es unsichtbar ist. Es kann sich versteckt halten und zum richtigen Zeitpunkt vorkommen.«

»Meinst du?«

»Aber sicher.«

Julie leckte über ihre Lippen. »Weißt du denn mehr über die Schattenseiten?«

Er hob die Schultern. »Kaum. Ich habe mich dafür eigentlich nie interessiert.«

»Das glaube ich dir nicht«, flüsterte sie.

»Wieso…?«

»Du kennst dich aus.« Julie umfaßte Martys Arm. »Das sehe ich dir an. Hier in dieser Disco ist die Atmosphäre ganz anders als in den Schuppen, die ich kenne. Hier hat man Stil. Man benimmt sich, man schreit nicht herum. Obwohl ich fremd bin, habe ich das Gefühl, schon immer hiergewesen zu sein.«

»Das ist möglich.«

»Deshalb will ich mehr wissen. Hier lauert etwas unter der sichtbaren Oberfläche.«

»Kann sein.«

»Nein, das ist so.«

»Weiß nicht.«

»Du kennst es.«

»Bist du sicher?«

Julie Jenkins nickte heftig. »Und ob ich sicher bin.« Sie wurde konkret.

»Hat diese Disco eigentlich auch einen Keller?«

Marty Stone runzelte die Stirn. »Das weiß ich doch nicht. Ich habe mich bisher nur hier oben aufgehalten. Über einen Keller weiß ich wirklich nicht Bescheid.«

»Noch ist Zeit…«

»Moment, Julie. Soll das heißen, daß du dich auf den Weg machen willst, um ihn zu suchen?«

»Das könnte mir einfallen.«

»Aber ohne mich, Julie. Ich bin nicht dabei, verstehst du? Ich will hier meine Stunden genießen. Ich habe keine Lust, durch irgendwelche Kellerräume zu schleichen.«

»Damit hast du zugegeben, daß es einen Keller gibt.«

»Habe ich nicht. Ich kann es mir nur vorstellen. Außerdem möchte ich sie gleich sehen.«

Julie hatte gut zugehört. »Sie? Du hast das so komisch betont. Wer ist das?«

»Eine Frau.«

»Habe ich mir gedacht.«

»Aber eine besondere. Sie wird heute ihren Auftritt haben. Niemand kennt sie richtig«, murmelte der Junge. »Man nennt sie nur die Königin der Nacht, denn sie ist ganz in Schwarz gekleidet. Sie ist wie eine Laufsteg-Nonne, trägt als Outfit ein Modell von Vivienne Westwood, aber sie zeigt nie ihr Gesicht.«

»Dann ist sie maskiert?«

»Nein, auch das nicht. Schleier hängen vor dem Gesicht.«

Julie staunte. »Hört sich ja toll an. Und sie hat die Schleier nie gelüftet?«

»Nicht hier.«

Julie hüstelte. »Wann kommt sie?«

»Keine Ahnung, denn an Zeiten hält sich die Königin der Nacht nie. Aber sie wird schon hier auftauchen.«

Julie schaute den Schaumstreifen zu, die an der Innenwand des Glases herabliefen. »Die Königin der Nacht«, sinnierte sie hörbar, »das ist eine Figur aus der Oper ›Die Zauberflöte‹. Ich kenne das Stück. Die Königin der Nacht verkörperte darin das Böse, die Schattenseiten, die sich gegen die Liebenden stellen. Wie ist das denn hier? Wird sie auch hier als das Böse anerkannt?«

»Das weiß ich nicht so genau. Ich habe sie nie gefragt. Du kannst es ja versuchen, aber ich glaube nicht, daß sie dir eine Antwort geben wird. Die Königin ist sehr eigen, wie es sich eben für eine Königin gehört, denke ich.«

Julie holte tief Luft. »Stark, unheimlich stark. Was macht sie denn, wenn sie erscheint? Hofhalten?«

Er lachte leise. »So kann man es auch nennen. Jedenfalls gibt sie sich selten mit dem gemeinen Volk ab. Viele lassen sich von ihr Kerzen weihen. Sie hat einen bestimmten Platz hier im Raum, man bedient sie, und man verehrt sie. Wenn jemand das Glück hat, von ihr mitgenommen zu werden, ist das das Höchste überhaupt.«

»Wohin denn?«

»Das weiß man nie vorher.«

»Was geschieht mit dem, der von ihr mitgenommen wurde?«

Marty lächelte. »Es wird nicht darüber gesprochen. Aber es muß toll sein, sie hat einen irren Körper.«

»Sex - wie?«

»Kann sein.«

Julie trommelte mit den Fingerkuppen auf den dunkel gebeizten Handlauf. »Das ist eine Schau«, sagte sie, »damit hätte ich ja nie im Leben gerechnet. Ich kann nur hoffen, daß sie auch heute abend hier erscheint. Was meinst du?«

»Ja, sie kommt.«

»Klasse.«

»Aber glaube nur nicht, daß du so einfach zu ihr hingehen kannst. Sie läßt niemand an sich heran. Sie sucht die Leute aus, mit denen sie verschwindet.«

»Auch mit Frauen?«

»Das habe ich noch nicht erlebt.«

»Schade.« Julie wechselte das Thema. »Aber dich hat sie auch noch nicht mitgenommen - oder?«

»Nein.«

»Wünschst du es dir denn?«

»Jeder wünschst es sich. Bei ihr sollst du den Himmel auf Erden haben.«

»Das kann ich mir denken.«

Julie drehte sich auf dem Hocker, und der Hocker drehte sich mit. Sie wollte sich einen besseren Überblick verschaffen und mußte feststellen, daß sich in der vergangenen halben Stunde einiges getan hatte. Die Disco füllte sich. Es gab keine freie Sitzbank mehr. Auch an den Beichtstühlen leuchteten jetzt Kerzen, als Zeichen, daß sie mittlerweile besetzt waren. Was dort genau ablief, war wegen der vorgezogenen Tücher nicht zu erkennen.

Julie wurde unruhig. »Wir hätten in einen der Beichtstühle gehen sollen, als sie noch leer waren.«

»Ach - und dann?«

»Na ja.« Sie lächelte. »Gefalle ich dir denn nicht?«

»Schon…«

»Aber du wartest auf die Königin, wie?«

»So ist es.«

Julie spielte mit ihrem Rosenkranz. »Sind ja tolle Typen hier«, sagte sie und lächelte einem »Mönch« zu, der sogar barfuß, gebückt und mit einem leidenden Ausdruck im Gesicht auf die Theke zukam, wo er sich festklammerte und mit beinahe ersterbender Stimme nach einem Drink mit dem Namen Nonnenblut verlangte.

»Was ist das denn?« wollte Julie wissen.

»Rotwein. Schwer und süß. Der haut dir in die Birne, kann ich dir sagen.«

»Sollte ich mal probieren. Du auch?«

»Nein.«

»Spielverderber.«

»Vielleicht später.«

»Ich aber nicht«, sagte Julie und bestellte den Drink. Der »Meßdiener« schob ihr das Glas zu und flüsterte dabei. »Sie ist unterwegs. Sie hat sich angemeldet.«

»Wer denn?«

»Die Königin der Nacht.« In seiner Stimme schwang ein Hauch von Ehrfurcht mit.

»So früh schon?«

»Auf Zeiten läßt sie sich nie festlegen.«

»Danke«, Julie trank einen Schluck, nickte zufrieden und wandte sich an ihren Begleiter. »Hast du das gehört?«

»Habe ich.«

»Sie erscheint früher, als ich gedacht habe.«

»Jedenfalls kann ich sie gleich sehen.«

Auf einmal verlor die Musik an Lautstärke. Es wurde zwar nicht völlig still, aber die Klänge blieben mehr im Hintergrund und schienen von den Vorhängen aufgesaugt zu werden.

Das war ihre Schau!

Und dann erschien sie.

Es gab wohl keinen, der nicht für einen Moment den Atem anhielt…

***

Dunkel - es war wieder dunkel. Und Johnny Conolly war plötzlich froh darüber. Er empfand die Finsternis als gnädig, denn was er da für einen Moment gesehen hatte, war scheußlich gewesen.

Unter dem Gabentisch des Grauens war ein Arm hervorgekrochen. Er hatte eine dünne Hand gesehen und auch die Farbe der Haut erkennen können. Sie war hell gewesen, leicht rosa, wie bei einem jungen Ferkel.

Ein Mensch?

Johnny wußte es nicht genau zu sagen. Die Form der Hand jedenfalls hatte auf einen Menschen hingewiesen, die schlimmen Geräusche allerdings nicht.

Johnny war so weit zurückgetreten, daß er sich an der Wand abstützen konnte. Er fragte sich, aus welch einem Grund ihn dieser Moment des Erkennens so aufgeregt hatte. Wenn er ehrlich gegen sich selbst war, mußte er zugeben, schon schlimmere Erscheinungen gesehen zu haben, deshalb war es ihm beinahe unbegreiflich, daß er derartige Furcht hatte empfinden können.

Es konnte auch daran liegen, daß er diesen Anblick in einem Zusammenhang mit dieser gesamten Atmosphäre sah. Da waren auch seine Nerven überreizt, und er konnte sich zudem vorstellen, daß dieses Etwas zu dem Gabentisch des Grauens paßte.

Er dachte an das Blut und auch an die Tierkadaver unter dem Tisch. War dieses andere Wesen jemand, das sich von Blut ernährte? Johnny wußte, daß es Vampire gab, und vielleicht hielt man in diesem Verlies sogar einen Vampir versteckt.

Wieder mußte er sich schütteln. Er besaß keine Waffe gegen einen Blutsauger. Da er die Kräfte dieser Wesen kannte, wußte er auch, daß er ihnen unterlegen war.

Seine Lage hatte sich nicht verbessert. Das Gegenteil von dem war eingetreten.

Johnny hatte seinen Atem wieder so weit unter Kontrolle bekommen, um sich auf eventuelle Geräusche in seiner stockdunklen Umgebung konzentrieren zu können.

Er hörte nichts.

Das Erscheinen des Wesens war nur für einen kurzen Moment der Fall gewesen, und so wartete er weiter ab. Waren es auch nur Minuten, die aber kamen ihm doppelt so lang vor. Er traute sich nicht, das Feuerzeug einzuschalten. Wenn er etwas hörte, dann war es noch immer Zeit genug.

Er wollte sich auch ablenken. Deshalb dachte er an seine Eltern und natürlich auch an seinen Patenonkel John. Sein Verschwinden war

sicherlich aufgefallen. Die große Suche mußte schon begonnen haben, aber wie sollte er hier gefunden werden? Er wußte ja selbst nicht genau, wo er sich befand, obwohl er es sich anhand der leisen Musik schon irgendwie denken konnte.

Vielleicht unter einer Kirche oder einem ähnlichen Bau. Möglich war alles, Johnny schloß nichts aus.

Er zuckte zusammen, als er etwas hörte.

Ein leises Schleifen, dann wieder das Klatschen, als wäre weitere Blutstropfen nach unten gefallen.

Es bewegte sich.

Johnny hielt den Atem an. Fieberhaft dachte er darüber nach, was er tun sollte. Er stellte sich vor, wie er angegriffen wurde, aber er sah keine Chance für einen Sieg.

Es war schlimm…

Er wollte auch nicht an der Wand stehenbleiben. Die Stelle, wo die Tür lag, hatte er sich gemerkt, und deshalb bewegte er sich so leise wie möglich darauf zu.

Als seine Finger über das Holz glitten, ging es ihm besser, obgleich ihm die verschlossene Tür keinen Ausweg bot.

So wartete er.

Die Geräusche blieben. In der Dunkelheit kamen sie ihm sogar lauter vor. Er hörte ein Keuchen und auch den Ansatz eines Wortes. Zwei, drei Buchstaben, dann nichts mehr.

Johnny zitterte. Immer öfter stellte er sich die Frage, wie lange er diesen Druck noch würde aushalten können, und wann es soweit war, daß man ihn angriff.

Das Wesen ließ ihn in Ruhe.

Allmählich ging es auch Johnny besser. An das leise Gurgeln und Schmatzen hatte er sich gewöhnt.

Er dachte auch an einen Ghoul, der hier unten versteckt war, aber diese Folgerung schob er zunächst einmal weit von sich, denn es gab nichts, was er so haßte wie diese verfluchten Leichenfresser.

Es passierte nichts mehr. Die Stille blieb, und Johnny traute sich vor. Er wußte, wo er den Gabentisch finden konnte. Nach drei Schritten blieb er stehen. Wieder holte er sein Feuerzeug hervor. Seine Hand zitterte stark.

Anschnicken, die Flamme sehen, dann verlosch sie.

Das gleiche von vorn, diesmal brannte sie länger, und Johnny sah auch den Gabentisch.

Da war kein Blut mehr.

Und auch das Kreuz stand nicht mehr senkrecht. Jemand hatte es zerbrochen und die Einzelteile weggeworfen.

Kein Blut - oder?

Johnny stand wieder im Dunkeln, weil die kleine Flamme wieder

verloschen war.
Er versuchte es erneut. Diesmal hatte er sich noch näher an den Gabentisch gewagt und sah sich bestätigt. Die Platte war nicht nur blutfrei, sie sah zudem aus, als wäre sie von einem Lappen abgewischt oder abgeleckt worden.
Er schüttelte sich.
Das Wesen, niemand kam sonst in Frage. Es mußte einfach das Ding gewesen sein. Also doch ein Vampir?
Im Dunkeln blieb er stehen. Schweiß strömte über sein Gesicht. Mit zittrigen Schritten bewegte er sich wieder auf die Tür zu und war froh, als er dort seinen Stammplatz erreicht hatte.
Da blieb er stehen. Seine Gedanken überschlugen sich. Erst das Blut, dann der Mensch. Würde es so ablaufen? Hatte sich das Wesen nur mit dem Blut beschäftigt, um sich Appetit zu holen?
Johnny wußte es nicht.
Seine Angst aber nahm zu…

***

Da kam sie!
Nein, sie kam nicht, sie hatte ihren Auftritt, denn sie schritt in der Tat in die Disco hinein wie eine Königin. Sie war perfekt, aber eine perfekte Gesichtslose, denn der gesamte Kopf war unter einem wahren Gebirge von Schleiern vergraben, die von innen durchsichtig, aber von außen eben zu waren.
Und schleierartig war auch ihre Kleidung. Dem dunklen Gewand einer Nonne angepaßt, von einer Designerin entworfen, die mit dem leichten Stoff - Seide und Tüll - verschwenderisch umgegangen war. Ein beinahe bis zum Boden reichender Rock, es konnten auch mehrere sein, die übereinander lagen, dann ein Oberteil ebenfalls in Schwarz und dichter als der Schleier, aber in der Mitte, vom Hals beginnend und an der Taille endend, mit einem bananenförmigen Schlitz versehen, durch den die nackte Haut schimmerte und auch die Ansätze der Brüste zu sehen waren. Die blanke Haut schimmerte auch durch das eng anliegende Gewebe an den Armen, wobei die Königin der Nacht auf jeglichen Schmuck verzichtet hatte. Sie selbst und ihr Auftreten waren Schmuck genug.
Hinter den Schleiern war das Gesicht nicht einmal undeutlich zu sehen. Es glich mehr einem bleichen Fleck, der keinerlei Konturen aufzuweisen hatte.
Die Hände mit den langen Fingern hatte die Königin der Nacht in die Hüften gestützt. Sie war einen Schritt hinter dem Eingang stehengeblieben und schaute sich um.
Dabei ließ sie sich viel Zeit. Einmal bewegte sie den Kopf nach rechts, dann nach links, als wollte sie jede Einzelheit der Disco in sich

aufsaugen.
Die Gäste merkten es, wenn sie von den Blicken der Frau getroffen wurden. Wie es sich beim Auftreten einer Königin gehörte, so verneigten sie sich vor ihrer Königin und freuten sich, wenn diese Geste durch ein huldvolles Nicken erwidert wurde.
Erst nach einer Weile löste sie sich von ihrem Platz und schritt weiter. Jede Bewegung wirkte wie einstudiert, in ihrem Gang lag eine gewisse Choreographie, der sich niemand entziehen konnte. Und natürlich nicht ihrem Einfluß. Alle anderen Gäste, mochten sie auch noch so ungewöhnlich aussehen, waren in den Hintergrund gerückt und eigentlich nicht mehr als Staffage.
Die Königin der Nacht beherrschte die Szene!
Auch Julie Jenkins war angetan. »Unwahrscheinlich«, flüsterte sie. »Das ist unglaublich.« Sie schaute auf ihre Handrücken und entdeckte dort die Gänsehaut.
Marty nickte nur.
»Und du weißt nicht, wie sie aussieht?«
»Keiner weiß es.«
Julie schaute ihn an, als könnte sie ihm nicht glauben, hielt sich aber mit einem weiteren Kommentar zurück und beobachtete nur den Weg der Königin.
Sie hatte ihren Platz. Niemand saß dort, wo sie sich hinsetzen wollte.
Es war der größte Tisch. Versehen mit einer schwarzen Marmorplatte. Das Material glänzte wie ein dunkler Spiegel. Ein »Mönch« sprang vor und rückte der Königin den breiten Stuhl mit der hohen Lehne zurecht. Auf der dunklen Sitzfläche ließ sie sich nieder. Ihre Arme und Hände fanden auf den beiden Lehnen Platz.
Der Platz war gut ausgesucht. Von ihm konnte sie die Disco überblicken, die Gäste beobachten und auch Zeichen geben, wenn sie etwas haben wollte.
Mit den Fingern der rechten Hand schnippte sie. Der »Meßdiener« hinter der Theke hatte darauf nur gewartet. Eine Karaffe mit Nonnenblut stand schon bereit. Der junge Mann brachte sie ihr an den Tisch, zusammen mit einem Glas, und die Königin der Nacht bedankte sich.
Eingeschenkt hatte der »Meßdiener« bereits. Er zog sich wieder an seinen Arbeitsplatz zurück, während der neue Gast das Glas anhob und trank. Darauf hatte auch Julie gewartet. Dabei muß sie den Schleier abnehmen, dachte sie, aber das geschah nicht. Die Königin schob den Tüll nur zur Seite, um das Glas an ihre Lippen setzen zu können. Sie trank es mit zügigen Schlucken leer.
Sosehr sich Julie Jenkins auch bemühte, sie bekam nichts von diesem Gesicht zu sehen. Es blieb nach wie vor hinter dem geheimnisvollen Schleier verborgen.

Die Königin war zufrieden. Sie schenkte sich selbst nach und nahm auch noch einen zweiten Schluck.

Es war still geworden zwischen den dunklen Wänden. Die Atmosphäre hatte sich verdichtet, und sie war angefüllt mit einer gewissen Spannung. Das berühmte Kribbeln überkam zahlreiche Gäste. Man wußte, daß etwas passieren würde, man wartete darauf, und man wollte einfach nicht enttäuscht werden.

»Gleich geschieht es!« wisperte Marty.

»Was denn?«

Marty lächelte, weil Julies Stimme so aufgeregt geklungen hatte. »Sie wird sich erheben, zur Tanzfläche gehen und dort tanzen.«

Julie staunte. »Mit wem?«

»Allein.«

»Ehrlich?«

»Ja.«

»Warum denn?«

»Frag nicht soviel, es ist so. Aber während des Tanzes wird sie ihre Blicke unter dem Schleier schweifen lassen und sich bereits denjenigen Gast aussuchen, mit dem sie dann verschwindet. Jeder hofft natürlich, daß er es sein wird.«

»Ja, ja, das glaube ich. Sie ist wirklich faszinierend. Aber was erzählen die Typen denn, wenn sie zurückkommen? Die müssen euch doch irgend etwas zu berichten haben.«

»Müßten!« korrigierte Marty. »Sie tun es nur nicht.«

»Dann hat sie es ihnen verboten?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, das hat sie nicht. Aber ihre Freunde können sich nicht mehr erinnern. Sie müßten die Stunden wie einen Rausch erlebt haben. Es ist kaum zu glauben, aber das muß hingenommen werden. Vielleicht setzte die Königin der Nacht sie auch unter Drogen. Wer kann das wissen?«

Julie fragte leise weiter. »Sind die jungen Männer denn verstört, wenn sie zurückkehren?«

Marty lächelte für einen Moment. »Das kann man nicht so sagen. Sie sind nicht direkt verstört, aber sie sehen aus, als wäre ihnen etwas Tolles offenbart worden.«

»Habt ihr denn mal nachgefragt?«

»Klar. Wir erhielten keine Antworten. Man genoß und schwieg. So erhöhte man die Spannung.«

»Das finde ich auch.«

Marty nickte dorthin, wo die Königin der Nacht saß. »Gib acht, Julie, sie hat ihren Wein getrunken. Gleich wird sie sich erheben und mit dem Tanz beginnen.«

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als durch die Gestalt der dunkel gekleideten Frau ein Ruck ging. Sie verlängerte ihn zu einer

fließenden Bewegung und erhob sich.

Vor dem Stuhl blieb sie stehen.

Gleichzeitig verstummten die Choräle. Irgendwo im Hintergrund mußte DJ sitzen, der alles unter Kontrolle hatte. In der Stille klang das Hüsteln eines Besuchers besonders laut.

Neue - andere Musik wehte aus den verborgen angebrachten Lautsprechern. Eine Musik, die mit dem Chorgesang nichts mehr zu tun hatte. Zum einen war sie instrumental, zum anderen bewegte sie sich auf einer modernen und auch melodischen Ebene, in der sich Elemente des Blues und des Jazz miteinander vermischten.

Die Königin der Nacht hatte darauf nur gewartet. Schon beim ersten Ton löste sie sich von ihrem Platz und bewegte sich auf die Tanzfläche zu. Diesmal nicht mit steifen Schritten, sie zeigte, daß sie etwas konnte und paßte sich dem weichen Rhythmus der Musik an.

Dabei glitt sie über den Boden, was so aussah, als würde sie ihn kaum berühren.

Auf der Tanzfläche stand sie für einen Moment still, den Kopf in den Nacken gelegt, das Gesicht gegen die Decke gerichtet. Sie blies dabei gegen den Schleier, der sich leicht anhob, das Gesicht aber nicht freigab, sondern wieder zurück schwebte und über die Haut streichelte.

Und dann tanzte sie.

Die Königin der Nacht glich sich mit ihren Bewegungen perfekt der Musik an. Ihr gesamter Körper, vom Kopf über den Rumpf bis hin zu den Füßen schien eine sichtbar gewordene Melodie zu sein.

Sie verlieh dieser Musik durch den Tanz Ausdruck und Leben, und besonders bei den zahlreichen dumpfen und schwermütigen Klängen machte sie mit und verlangsamte die Bewegungen, als wollte sie die Musik einhalten.

Sie drehte sich zwar auf der Stelle, aber mit abgespreizten Armen. So produzierte sie einen Schatten, der als bizarres Muster über die Tanzfläche huschte und phantomhaft durch die Flammen der zahlreichen Kerzen glitt.

Kaum jemand sprach. Wenn, dann nur sehr leise, wie auch Julie Jenkins. »Das ist Wahnsinn, das ist einfach Wahnsinn. So etwas habe ich noch nicht erlebt.«

»Ja, sie ist ein Phänomen!« hauchte Marty zurück.

»Und ich bin gespannt, welchen Mann sie sich aussuchen wird.«

»Laß dich überraschen.«

Zunächst tanzte sie weiter. Das Solo wurde von ihr perfekt hingelegt. Die Instrumente im Hintergrund waren kaum noch zu hören, jetzt spielte nur noch eine Klarinette, und ihre schon klagenden Töne wehten durch den Raum wie der Trauergesang einer Leidenden.

Es gab keinen Besucher, den dieser Tanz nicht fasziniert hätte. Sie

alle standen unter einem besonderen Druck, und in nicht wenigen Augen lag ein hoffnungsvoller Glanz.

Das Designer-Outfit dieser tanzenden Frau raschelte, bewegte sich mit, der Spalt vorn erweiterte sich, zog sich dann wieder zusammen, und bei seiner Vergrößerung sahen die Brüste für einen Moment so aus, als wollten sie ins Freie drängen.

Das geschah nie.

Der Reiz des Verbotenen blieb.

Julie war fasziniert. Sie hatte alles um sich herum vergessen. Einzig und allein auf die Tänzerin konzentrierte sie sich, und sie wußte auch, daß sie kein junges Mädchen mehr war. Diese Person mußte eine reife Frau sein und die Dreißig sicherlich überschritten haben. Gerade das erhöhte den Reiz noch. Für sie knisterte die Luft in zahlreichen erotischen Spannungsbögen.

Es war vergleichbar mit dem Tanz der Salome, nur ließ diese Königin der Nacht keinen einzigen Schleier fallen.

Noch spielte die Klarinette.

Hohe Töne jaulten durch die Disco. Klagend und anklagend zugleich, bis dieses Solo plötzlich in sich zusammensank und eine schon bedrückende Stille sich ausbreitete.

Zugleich sank auch die Tänzerin zusammen. Weit, sehr weit bog sie ihren Oberkörper nach vorn, dessen Knochen aus Gummi zu sein schienen. Die Schleier wischten dabei über den Boden, und als der Beifall aufklang, blieb die Königin der Nacht in dieser unnatürlichen Haltung, wobei sie zugleich die Beine zu einem Spagat gespreizt hatte.

Dann zog sie die Beine wieder an und rückte den Oberkörper in die Höhe. Der Beifall verstummte, denn jetzt stand der weitere Höhepunkt kurz bevor.

Auch Marty war hingerissen. »Gleich wird sie zu jemandem hingehen, den sie sich schon während des Tanzes ausgesucht hat.«

»Meinst du wirklich?«

»Das ist immer so.«

»Das kann ich nicht glauben.«

»Doch, du wirst es sehen.«

Die Königin der Nacht stand wieder auf der Tanzfläche. Sehr stolz, den Kopf erhoben, den Rücken durchgedrückt, so ließ sie sich noch einmal mit einem frenetischen Beifall feiern, der aufhörte, als sie mit den Händen Zeichen gab.

»Jetzt«, hauchte Marty, »jetzt wirst du es erleben…«

Julie hatte feuchte Hände bekommen. Sie streifte den Schweiß an ihrer Kleidung ab. Ihr Gesicht zuckte, sie hatte sich einfach nicht mehr unter Kontrolle, und sah mit an, wie sich die Königin der Nacht tatsächlich nach links herumdrehte.

Auch sehr langsam, als wollte sie jede Sekunde dabei genießen und

auch die Gäste in ihren Genuß mit einbeziehen und bei ihnen die Spannung erhöhen.

»Das wird ja unerträglich« keuchte Julie, »das ist…« Sie verstummte, denn die Frau stand still.

Sie schaute unter ihrem Schleier hinweg in eine bestimmte Richtung. Zur Theke hin, wo auch sie saßen. Julie spürte den Schauer auf ihrem Körper. Er war wie ein Signal. Sie hatte den Eindruck, daß es passieren würde, und zwar ganz in ihrer Nähe. Noch hielt sie sich zurück, aber sie entdeckte, daß sie nicht die einzige war, die eine gewisse Nervosität zeigte. Auch die anderen Besucher saßen nicht mehr so ruhig auf ihren Plätzen, besonders die männlichen nicht, denn jeder konnte sich irgendwie ausrechnen, daß er gemeint war.

Noch stand sie. Aber sie veränderte ihre Blickrichtung nicht mehr. So blieb ihr Interesse auf diesen Teil des Raumes beschränkt.

Urplötzlich ging sie los.

Obwohl jeder damit gerechnet hatte, schraken doch einige zusammen, unter anderem auch Julie Jenkins. Marty Stone aber blieb starr neben ihr sitzen. Er sah aus wie jemand, der genau zu wissen schien, was auf ihn zukam.

Die Königin der Nacht änderte die Richtung nicht. Die Theke war wichtig. Sie mußte längst ihr »Opfer« fixsiert haben, aber unter dem Schleier war davon nichts zu sehen.

Der gerade, der direkte Weg.

Die Mitte der Theke, wo auch Julie und Marty saßen. Viele konnten nicht mehr in den engeren Kreis hineinkommen, so daß Martys Chancen sich vergrößerten.

»Du…?« hauchte Julie.

Der Junge hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Es wird derjenige sein, vor dem sie stehenbleibt.«

Noch ging die Unbekannte weiter, aber sie engte den Winkel immer stärker ein.

Es blieb nur noch einer.

Das war Marty Stone.

Und genau vor ihm blieb sie stehen!

***

Es war für uns alle schwer gewesen, in diesem Fall nicht zu emotionsgeladen zu reagieren, aber wir mußten einfach den klaren Kopf behalten und noch abwarten, bevor wir die Kirchen-Disco betraten.

Sheila fiel es am schwersten, sie machte sich um ihren Sohn wahnsinnige Sorgen, was wir auch an ihrem Gesicht ablasen, in dem sich die Sorgenfalten immer tiefer eingruben.

Wir hatten auch noch einmal versucht, mit den Stones Verbindung

aufzunehmen, das war uns nicht gelungen. Mutter und Sohn blieben verschwunden, niemand hob ab.

Ich hatte Zeit gefunden und mich mit der Lage der Kirchen-Disco vertraut gemacht. Sie lag nahe des Piccadilly, nicht weit von der japanischen Botschaft entfernt, und in einer schmalen Straße innerhalb des Botschaftsviertels.

Dort kannte ich mich aus, Sarah Goldwyn wohnte nicht weit entfernt, und ich wunderte mich darüber, daß überhaupt eine Disco in einem derartig ruhigen Viertel genehmigt wurde.

Ich sprach mit Bill darüber. Er war der Ansicht, daß die Szene nicht zu den lautesten gehörte, wohl aber zu den grellsten, was nicht auf die Farben oder das Outfit zu beziehen war.

»Du kennst dich ja aus.«

»Zwangsläufig, John. Ich hatte vor, einen Bericht darüber zu schreiben.«

»Die praktische Erfahrung wirst du bald bekommen.«

Er starrte ins Leere. »In diesem Fall, in dem ich persönlich betroffen bin, hätte ich gern darauf verzichtet.«

Ich schlug ihm auf die Schulter. »Das kann ich dir verdammt gut nachfühlen.«

Jeder von uns machte sich um Johnny Sorgen. Wir konnten nur hoffen, mit dieser Kirchen-Disco die richtige Spur gefunden zu haben. Es wäre auch sinnlos gewesen, eine Razzia durchzuführen. Sollte sich Johnny dort tatsächlich aufhalten, dann wären seine Entführer durch eine Razzia nur aufgeschreckt worden und hätten womöglich genau das Falsche getan.

Draußen hatte der Himmel eine andere Farbe angenommen. Es sah nach Regen aus, aber noch herrschte eine Wärme vor, die sich mit der feuchten Schwüle des allmählich anbrechenden Abends vermischt hatte.

Es war auch Wind aufgekommen. Er spielte mit dem Blattwerk und brachte die Bäume zum Rauschen.

Sheila betrat zusammen mit Suko Bills Arbeitszimmer. »Ich denke, wir können jetzt fahren.«

»Okay.«

Suko sprach uns an. »Ich habe noch einmal mit der Dienststelle telefoniert.«

»Und?«

»Nichts. Die stille Fahndung läuft zwar, aber man hat nichts entdecken können.«

»Das war mir klar.« Wir hatten auch keine Zivilstreifen in die Nähe der Kirchen-Disco geschickt. Es sollte nichts, aber auch gar nichts auffallen, und ich hoffte nur, daß wir in diesen komischen Tempel auch eingelassen wurden.

Von gewalttätigen Aktionen der Szene war mir nichts bekannt. Ich hoffte nur, daß es auch in Zukunft so blieb.

Mit zwei Wagen fuhren wir los. Sheila und Bill nahmen den Porsche. Suko und ich klemmten uns in den Rover. Der Inspektor zeigte ein betroffenes Gesicht. »Zumindest Sheila geht es nicht sehr gut«, sagte er leise.

»Bill auch nicht. Er kann es nur nicht so zeigen.«

»Das ist wahr.«

Wir mußten aus dem Londoner Süden heraus und in die City hinein, wo praktisch immer Stau herrschte, auch an diesem Abend.

Die Conollys fuhren vor. Schon in Belgravia gerieten wir in das Botschaftsviertel hinein. Dort standen die alten repräsentativen Bauten der verschiedenen Nationen, und dieses Gebiet zog sich hinein bis nach Mayfair, wo unser Ziel lag.

Es war natürlich schwer, einen Parkplatz zu finden, aber wir hatten diesmal Glück, denn nicht weit von unserem Ziel entfernt fanden wir eine Garage.

Danach war alles ein Kinderspiel.

Dämmerung hüllte die Stadt ein, als wir die Garage verließen. Sheilas Gesicht sah noch gespannter aus, und auch Bill Conolly konnte sich zu keinem Lächeln mehr durchringen.

Um uns herum herrschte noch Trubel genug. An der japanischen Botschaft standen zwei Wachtposten und schauten uns hinterher, als wir sie passierten.

Wir erreichten einen Häuserblock mit Wohnungen und Geschäften, wir entdeckten aber auch eine Einfahrt zwischen zwei Häusern, die in einen Hof mündete.

Die Einfahrt war breit genug, um Fahrzeuge durchzulassen. Im Hof waren einige geparkt, und durch die Dunkelheit sahen wir die Beleuchtung der Disco.

Sie hatte mit der eins normalen Disco-Reklame nichts zu tun. Untergebracht war sie in einem Backsteinbau, dessen Fassade zahlreiche Fensterausschnitte zeigte. Vor den Scheiben hing nicht eine Gardine, nur hin und wieder ein Rollo. Wahrscheinlich waren in diesen Räumen nur Büros untergebracht.

Die Tür sah aus wie das verkleinerte Portal einer Kirche. Sheila war stehengeblieben und hatte die Hand ihres Mannes umfaßt. Auch Suko und ich gingen nicht mehr weiter.

Über der Tür glühte der Name Limelight in kraftvollem Rot.

Es war nicht mal Musik zu hören. Erst beim Näherkommen erreichten die gänsehauterzeugenden Klänge der Choräle unsere Ohren.

Ein junges Pärchen, das in die Disco wollte, schaute uns überrascht an. Es mochte hier wohl an unserer Kleidung und dem Alter liegen,

denn wir paßten nicht zu den Gästen. Normale Straßenkleidung war hier verpönt. Wer eintrat, mußte zumindest aussehen wie ein Mönch oder eine Nonne.

Auch das Pärchen hatte sich so ausstaffiert.

Sheila wollte nicht mehr länger außen vor bleiben. »Ich gehe hinein«, sagte sie. Ihre Hand löste sich von Bill. Uns blieb nichts anderes übrig, als ihr zu folgen…

***

Julie Jenkins staunte. Sie bekam weder den Mund noch die Augen zu. Sie wollte einfach nicht begreifen, daß die Königin der Nacht ausgerechnet vor Marty Stone stehengeblieben war. Was sie sich eigentlich nie ausgerechnet hatte, war eingetreten.

Und Marty? Was tat Marty?

Sie drehte den Kopf, um ihn anschauen zu können. Er konnte es selbst nicht fassen, jedenfalls saß er bewegungslos auf dem Hocker. Er wußte die Blicke aller auf sich gerichtet, was ihn zugleich nervös machte und für eine Überfunktion der Drüsen sorgte, denn sein Gesicht glänzte schweißnaß, als hätte er es gewaschen.

Sein Mund zuckte. Er kaute, obwohl es nichts zu kauen gab. Dann fragte er mit kaum verständlicher Stimme. »Ich?«

Die Frau nickte.

»Wirklich ich?«

»Ja, du…«

Die Stimme unter dem Schleier war kaum zu verstehen. Sie glich einem Windhauch, der die dünnen Tücher vor dem Gesicht nur flüchtig bewegte.

Marty hob die Hand. Er strich damit über sein Haar. Er schaute nach rechts und links. Dabei machte er den Eindruck eines Menschen, der Hilfe suchte.

Julie konnte sein Verhalten nicht begreifen. »Ja, Marty, du, nur du bist gemeint.«

»Aber warum ich?«

»Frag die Königin später.«

»Das muß ich wohl dann…«

Wieder war die Stimme unter dem Schleier zu hören. Sie klang normal, gleichzeitig auch fremd.

»Du brauchst dich nicht zu fürchten. Du kennst doch die Regeln…«

»Stimmt.«

»Wie heißt du?«

»Marty… Marty Stone.«

»Wunderbar, Marty, dann bin ich jetzt deine Königin. Die Königin für die nächsten Stunden.«

Er nickte, ohne die Worte richtig begriffen zu haben. »Wohin gehen

wir denn?«

»Das werde ich dir hier nicht sagen«, erklärte die fremde Stimme, die um Neutralität bemüht war.

»Jeder ist bisher zurückgekehrt, und jeder war glücklich…« Sie faßte nach seiner Hand, die auf dem rechten Oberschenkel lag. »Auch du wirst glücklich sein, wenn du wieder hierher zurückgekehrt bist.« Sie verstärkte den Druck der Hand, und Marty war auch nicht in der Lage, sich zu wehren.

Widerstandslos ließ er sich nach vorn ziehen und auch von seinem Hocker weg. Für einen Moment blieb er stehen, noch immer im Kontakt mit der Königin.

»Wir können gehen…«

»Ja, ja…« Marty schaute sich um. Niemand war da, der ihm helfen konnte oder wollte. Er sah nur die starren Gesichter, die Augen darin, bei den meisten Enttäuschung, bei einigen wenigen auch eine gewisse Erleichterung darüber, daß es sie nicht erwischt hatte.

Die Fremde zog Marty weiter.

Er ging wie ein kleines Kind. So tapsig und beinahe schon stolpernd. Zum Abschied hörte er noch einmal Julies Stimme. »Viel Glück, Marty.«

Er reagierte nicht darauf.

Willenlos ließ er sich weiterziehen. Sie durchquerten den Raum und bewegten sich dorthin, wo auch die Beichtstühle standen. Dazwischen existierten Lücken. Aus der Ferne hatten sie nur glatt und dunkel ausgesehen, nun aber konnte Marty erkennen, daß sie auf den Umriß einer sich in der Wand abzeichnenden Tür zuschritten.

»Wo gehen wir hin?« fragte er.

»In mein Reich…«

Marty sagte nichts mehr. Er sah in den Beichtstühlen Bewegung. Die Feuerzungen der Kerzen wanderten im leichten Luftzug hin und her. Sie schufen immer neue Schattenfiguren, die den Weg der beiden wie böse Geister begleiteten.

Vor der Tür blieb die Königin der Nacht stehen. Sie hielt Marty mit einer Hand fest, die andere hatte sie frei. Und die legte sie auf eine kaum sichtbare Klinke, um die Tür zu öffnen.

Sehr langsam schwang sie auf. Auch lautlos. Es war wirklich kein Geräusch zu hören.

Marty hatte sich an die Luft der Disco gewöhnt. Was ihm nun aus der Tiefe entgegenströmte, war eine völlig andere. Sie roch dumpf, sie war feucht und klamm.

Er starrte in die Finsternis.

Nicht lange, denn die Frau betätigte einen Schalter. Vor ihm lag eine Treppe aus Stein.

»Dort hinunter?« fragte er flüsternd.

»Ja, in unser Reich.« Sie zog ihn weiter, und die Tür fiel hinter den beiden zu.

Und da hörte Marty die Stimme!

***

Sie war da, aber Marty sah den Menschen nicht, der zu ihm gesprochen hatte.

Die Stimme schrillte in seinem Kopf. Sie klang überspitzt und gleichzeitig düster. Sie peinigte ihn, und Marty war froh, sich in der Nähe des Handlaufs des Geländers zu wissen, an dem er sich festklammern konnte. Die Königin der Nacht war für ihn zweitrangig geworden. Nur die Stimme zählte, sie lachte in seinem Kopf, sie drang in ihn und erklärte ihm, daß sie sich freute.

Marty wollte auch sprechen, öffnete den Mund und tat es.

»Geh weg! Geh weg von mir! Bleib nicht bei mir. Ich will dich nicht haben.«

Marty hörte sich sprechen. Aber es war nicht mehr seine Stimme, die da an seine Ohren drang. Es war die einer fremden Person, ihm allerdings nicht unbekannt.

Gebückt und gestützt auf das Geländer stand er am Beginn der Treppe. Die Königin der Nacht war schon weitergegangen und wartete auf ihn auf der drittletzten Stufe. Unter dem Schleier war auch jetzt nichts von ihrem Gesicht zu erkennen. Sie blickte zu Marty hoch, sie wartete ab, bis er sich wieder gefangen hatte.

Marty hob den Kopf an. Das Gesicht war in Schweiß gebadet. Er sah alt aus, er wirkte wie jemand, der in Sekunden Jahre durchlebt hatte. Er stöhnte leise.

Die Königin der Nacht streckte ihm die Hand entgegen. »Warum kommst du nicht zu mir?«

Marty schüttelte mühsam den Kopf. Er hatte Furcht vor dem eigenen Sprechen oder der eigenen Stimme, die sich vorhin so fremd angehört hatte, nun wieder normal klang, als er seine Frage stellte.

»Verdammt noch mal, wo bringst du mich hin?«

»Zu mir!«

»Aber da ist…«

»Zu ihm, mein Lieber. Du wirst ihn sehen können. Du wirst dich über ihn freuen.«

Der Junge versuchte, normal zu überlegen. Das wiederum schaffte er nicht. Sein Kopf war von dumpfen Schlägen getroffen, deren Echos noch immer nachhallten. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, daß diese Nacht so wunderbar enden würde, wie er es immer gehofft hatte.

Nicht in dieser Umgebung, nicht in diesem Keller oder am Ende der langen Treppe.

Aber die Frau war zu stark. Hinzu kam ein Phänomen, daß Marty erst in den letzten Sekunden bewußt geworden war. Er fühlte sich auf eine ungewöhnliche Art und Weise zu ihr hingezogen. Das hatte nichts mit sexueller Begierde zu tun, es war anders, ganz anders, und für Marty zugleich unerklärlich.

Auch wenn er es gewollt hätte, es wäre ihm nicht möglich gewesen, sich umzudrehen und wieder zurückzulaufen.

Deshalb nickte er und sagte leise: »Ja, ich komme. Ich werde jetzt zu dir kommen.«

»Fein…«

Er ging. Dabei hatte er seinen Körper nach rechts gedrückt, weil er sich mit beiden Händen auf den Handlauf abstützte. Alles war so schrecklich anders geworden. Man hatte sein Leben, mit dem er relativ zufrieden gewesen war, auf den Kopf gestellt, und auch die Stimme hatte ihn wieder gepeinigt, wie schon vor kurzem, als er den Befehl erhalten hatte, Johnny Conolly zu töten.

Was war das nur?

Er ging und sackte bei jedem Schritt tiefer in die Knie. Die Königin der Nacht fürchtete um ihn. Sie streckte ihm beide Arme entgegen.

»Wir beide schaffen es…«

Er ging mit ihr.

Schritt für Schritt näherten sie sich dem Ende der Treppe. Marty hielt den Blick gesenkt. Er starrte die Stufen an, die glatt und auch hart waren, ihm jedoch vorkamen wie eine weiche Masse, in der seine Füße allmählich versanken.

Noch drei Stufen, dann hatten sie es hinter sich, und Marty hob mühsam den Kopf an.

Er sah auch die beiden Türen, die sich gegenüberstanden. Dazwischen war der Platz so groß wie in einer Gästetoilette.

Marty stöhnte. Er merkte, daß sich etwas in seiner Nähe befand, mit dem er nicht zurecht kam.

Seine Augen bewegten sich. Er suchte die feuchten Wände ab, aber nichts war zu sehen, das ihn möglicherweise hätte retten können.

»Jetzt sind wir fast da!« flüsterte die Frau. Sie ließ Marty los, und er ging einen kleinen Schritt von ihr weg. Noch immer wehten die Schleier vor ihrem Gesicht, er hörte auch ein leises Lachen, und dann sagte sie: »Es ist die Tür hinter mir, durch die wir gehen werden. Dort wirst du ein besonderes Reich vorfinden, dort hin hat sich das Gegenteil von dem zurückgezogen und etabliert, was du oben erlebst…«

Das Tier!

Plötzlich war dieser schlimme Gedanke wieder da. Marty hatte den Eindruck ihn zu schreien, was aber nicht stimmte. Nur in seinem Gehirn war er aufgeflammt wie zahlreiche Blitze, die in verschiedene

Richtungen wegstießen.

»Weißt du es, Marty?«

Er nickte.

»Es ist das Tier!« flüsterte die Königin der Nacht. »Du wirst an ihm Gefallen finden, wenn du es einmal gesehen hast. Das kannst du mir glauben. Das Tier ist etwas ganz Besonderes. Es ist kraftvoll und urbiblisch, denn dort wurde es bereits erwähnt. Aber ich will nicht zu lange reden, denn du sollst auch sehen, wer dich hinführt. Es ist mein Weg gewesen. Nur ich habe den Schlüssel zu dieser Tür, deren Weg hinein in die Unterwelt und zum Gabentisch des Grauens führt. Genug geredet. Du willst, daß ich den Schleier lüfte, nicht wahr? Willst du das, Marty?«

Er konnte nur nicken.

»Dann gib genau acht!«

Die Königin der Nacht hielt ihr Versprechen. Sie hob die Arme in die Höhe und winkelte sie an. Mit den Fingerspitzen umfaßte sie den Rand des ersten Schleiers und schlug ihn in die Höhe. Er wehte wie eine vom Wind getriebene Fahne nach oben, der zweite folgte, der dritte ebenfalls, und Marty konnte seinen Blick einfach nicht von diesem Gesicht lösen, in dem sich allmählich die Konturen zeigten.

Marty zitterte.

Er wollte nicht glauben, was er da zu sehen bekam. Das mußte ein Irrtum sein, nein, nein, nein…

Der letzte Schleier fiel.

Die Königin der Nacht sprach ihn an. Jetzt mit ihrer normalen Stimme.

»Hallo, Marty!«

Er schloß die Augen, er wollte das Gesicht nicht sehen, nicht die Augen, nicht die Nase, nicht den lächelnden Mund, aber er konnte es nicht wegwischen, und, ohne es zu wollen, drückte er das in flüsternden Worten aus, was er gesehen hatte.

»Mutter…«

ENDE des ersten Teils